

rgang.]
 O
 Holland),
 ZE's
 Ueberall käuflich.
 Cacao Riquet
 mit künstlich natürlicher Aroma
 Fabrikanten Riquet & Co.
 ng.
 rinatorium
 hnellten schmer
 shaare. Flac. 11
 n, Liesenstr. 11
 Antlitzes
 leicht und ge
 S
 puder
 limpuder.
 ttpuder wer
 Damenkreisen
 Künstlerinnen
 ; sie schützen
 oder staubige
 gendschönes,
 ehen.
 Dosen in der
 ützenstrasse
 Parfumerien.
 chahmungen.
 emiker, Lief.
 Hoftheater.
 en-Nachtlicht,
 n seit 1808, 6 mal
 alle Amsterdam 1883
 22. für vollkommene
 ng der Fabrikate in
 r Beziehung.
 arall vorrätig
 anke Damen
 ande wohnen
 reizenbe, gefe
 Die unmittelba
 lanfalt bürgt für
 Heberwachung
 n Rudolf Mosse
 hen
 mit vielen Jahr
 eine den höhern
 Gewissenhafte
 sowie streng
 t. — Man wa
 hiffre „Glück
 e, Carlsruhe
 f. h.
 b, 36 Jahre, M
 rentables Eng
 infändiger Fran
 Gemüth, Sinn
 erten erbeten
 an des „Berl
 o. Gef. fr. Aufn
 an b. Exp. d. B
 esuch.
 der 30er, von
 esund und von
 zer eines der
 abrik- u. Aus
 in einer der
 Deutschlands,
 em häuslich
 gebildeten,
 kation u.
 che durch
 aus
 enswürdigen
 Jahren, von
 zensgüte, aus
 verheirathen.
 freidenkend
 u. Vermögen
 elche auf eine
 Häuslichkeit
 , Briefe mit
 er eigenen
 rhältnisse
 otographie
 udolf Mosse,
 Gegenseitige
 bstverständl.

VERDAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 18. Monatl. vier Nummern. Berlin, 2. Mai 1892. Vierteljährlich 2 1/2 Mark = 1 1/2 fl. ö. W. 38. Jahrg.

Mein erstes Debüt.

Von Zoë von Reuß.

Endlich bist du da, Klara! sagte Mama hoch aufatmend, als ich mit der Musikmappe ins Zimmer trat, „endlich!“
 „Weshalb Mütterchen?“
 „s ist eine Depeche für dich da, etwas noch nicht Dage-wesenes! Sieh hier das Telegramm!“
 Ich empfing sehr neugierig das mit blauem Stift geschriebene Blatt und las zu meiner größten Ueberraschung folgendes: „Auf Empfehlung von Dr. F. frage ich an, ob Sie am Sonnabend die Elisabeth im Tannhäuser singen können? Drahtantwort erbeten. Direktor Bernini.“

Mir schwindelte der Kopf. Auch der Zusammenhang war mir nicht vollständig klar. Ich wußte nur, daß der Tenorist des hiesigen Hoftheaters am Stadttheater zu H. gastierte, und mußte annehmen, daß die Sängerin, welche die „Elisabeth“ singen sollte, plötzlich krank geworden sei. Dr. F. wußte, daß ich die Partie der „Elisabeth“ einstudiert hatte, vielleicht hatte auch der dem Tenoristen befreundete Professor gelegentlich einmal über meine Befähigung für die Partie gesprochen. Mir persönlich hatte der Tenorist jederzeit sehr vornehm gegenüber gestanden, in dem schönen Bewußtsein, eines jener bevorzugten Menschenkinder zu sein, welche dünner gefaßt sind, als die Perlen auf dem Meeresgrunde. Wenn ich in einem Konzerte sang, hatte er anscheinend kaum zugehört. Und nun hatte er mich plötzlich an eine Bühne empfohlen, die als Kunstinstitut eines sehr bevorzugten Rufes genoß.

Als ich nachsinnend noch einmal auf das Telegramm blickte, hatte ich ein Gefühl, als ob das Schicksal selbst an mich herangetreten sei. Indessen durfte ich annehmen, daß Dr. F., der den „Tannhäuser“ sang, sich die Sache gründlich überlegt habe. Bei untergeordneten Partien sind mittelmäßige Leistungen der Mitwirkenden die beste Folie der wirklichen Kunstleistung, anders bei einer Partnerin. Und ich war jung, kühn und meines Könnens sicher. Mein Herz jubelte und ließ mich meine Freude in mächtigen Tönen hinausschmettern.

„Du nimmst an?“ fragte Mama, noch immer starr vor Verwunderung.
 „Freilich, Mütterchen,“ jubelte ich von neuem, indem ich an den Schreibtisch eilte, um die Antwort aufzulegen. „Hier — sofort aufs Telegraphenamt!“

„Das Kostüm ist prachtvoll, sehr kleidsam.“
 „Es ist treu, und das ist die Hauptsache,“ beschied ich. „Und weil es künstlerisch und von einem wirklichen Maler zusammengestellt ist, wird es auch seine Wirkung vor den Lampen nicht verfehlen.“ Wieder schmettete ich ein paar Jubeltöne

in die Welt hinaus. Am liebsten hätte ich gleich auf den Brettern gestanden. „O, Mütterchen, welches Glück!“

Mama, obgleich sie natürlich die Auszeichnung nicht ohne Muttereitelkeit empfand, war immer noch zaghaft. „Soll ich mitreisen, Klara?“ fragte sie erwägend.

Auch ich überlegte. Aber so gern ich meine Mutter bei mir gehabt hätte, war ich doch nicht frei von Bedenken. Mein liebes, solides Mütterchen hatte keine Anlage zur Theatermutter. Ich würde wenig Stütze an ihr haben, denn sie würde sich

halb tot ängstigen. Dazu spürte ich etwas in mir von einem flüchtigen Vogel, dem das Nest zu eng wird. O, meine Schwingen würden mich schon tragen, und den Weg, den ich innerhalb meines Kreises zu machen hatte, kannte ich durch scharfe Beobachtung anderer besser als sie. „Nein, Mutter, das ist nichts für dich,“ sagte ich sehr bestimmt, „s ist besser, wenn ich allein reise.“

„Ach, Klara, ich werde vergehen vor Sorge. Wie willst du dich durch alles hindurchfinden?“

„Das ist meine Sache, laß nur! Selbst das Ankleiden versteht eine Garderobiere besser.“
 „Ich begreife dich nicht. So allein, ohne Stütze und Anhalt den fremden Verhältnissen gegenüber? Halt, mir fällt etwas ein!“

„Nun?“
 „Ich habe eine Jugendfreundin in H., Frau Senator Schwarz. Ich werde an sie schreiben, daß sie dich vom Bahnhofe abholt und bei sich behält. Sie ist reich und hat mich ganz gewiß nicht vergessen, liebten wir uns doch einst wie Schwestern. Was meinst du?“

Ich war einmal in höchst unternehmender Stimmung. „Ich bleibe lieber im Hotel, um ganz ungeniert zu sein.“
 „Die heutige Jugend ist nicht zu verstehen,“ kopfschüttelte sie. „Fürchtest du dich denn gar nicht?“

„Was soll mir denn passieren? Man kann heutzutage als Mädel um die ganze Welt reisen, wenn man nur energisch ist. Und bei den Schwierigkeiten, welche mich in H. selbst erwarten, ich meine beim Theater, kann mir die otkoyierte Tante auch nicht helfen.“ Möglich nach einem Blick auf Mamas entsetztes Gesicht lenkte ich ein und schloß: „Wenn es dich aber beruhigt, mich in dem Senatorhause zu wissen — meinestwegen!“

„Es ist nur für unvorhergesehene Fälle.“
 „Gut, die Sache ist abgemacht,“ gab ich nach, um Mama zu beruhigen, indem ich mir die unvorhergesehenen Fälle gründlich überlegte. Ja, sie waren nicht wegzuleugnen. Hinter den Kulissen giebt's einmal allerlei Kobolde. Ob mir freilich mein Aufenthalt in dem Patrizierhause darüber hinweghelfen würde? Sehr unwahrscheinlich! Ich mußte allein mit ihnen fertig werden! Aber ich mußte mein Mütterchen beruhigen.

II.

Gegen Mittag hatte der Zug H. erreicht. Ich hätte durchaus nichts dagegen gehabt, wenn die Senatorin keine Notiz von Mamas ängstlichem Brief genommen hätte, und wäre ruhig in ein Hotel gegangen. Dennoch hielt ich pflichtschuldig die beiden Maiblumen in der Hand, die Mama als Erkennungszeichen ihres unternehmenden Töchterchens angegeben hatte.

„Fräulein Klara Forner?“
 So fand ich mich auch bald auf dem Bahnsteig von einer



Lawn-tennis-Kostime.

älteren Dame angedeutet, die zwar einfach, aber doch mit raffi- niertes Eleganz gekleidet war.

„Frau Senator Schwarz?“

„Ja, mein Kind!“

Ich bestellte die Grüße von Mama, stammelte meinen Dank und folgte ihr in den Wagen, nachdem der Gepäckträger meine drei Koffer herbeigebracht hatte. Unterwegs unterhielten wir uns hauptsächlich von Mama, der die Senatorin wirklich viel Wohlwollen bewahrt hatte. Aber wie sollte es auch anders sein bei meinem lieben Mütterlein? Frau Schwarz forderte mich auch wirklich auf, sie „Tante“ zu nennen, da sie Mama wie eine Schwester geliebt habe. Freilich konnte ich nicht begreifen, wie mein Mütterchen jahrelang von ihr vergessen werden konnte, besonders, da sie ganz genau zu wissen schien, daß Mama, als unvermögende Beamtenwitwe, ihr schweres Sorgen- bündel durchs Leben trug.

Der Wagen hielt an einem stattlichen Giebelhause, mit vielen Fenstern. Ein Diener nahm meine Sachen ab und führte mich die Tugendstiege hinauf, nach einem mit vornehmer Einfachheit eingerichteten Gastzimmer. Als ich eben meine Toilette beendet und Direktor Bernini meine Ankunft mit einigen schriftlichen Worten angezeigt, ward ich zum Diner gerufen.

„Meine Tochter Adelheid!“ stellte die Senatorin ein in schwarze Seide gekleidetes weibliches Wesen vor, das sich nicht ohne Anstrengung aus einem Fauteuil erhob. Ich mußte durch Mama, daß ihre Freundin neben einem Sohne eine Tochter besaß, die durch eine schwere Knochenkrankheit lebenslänglich siech war. Daß die Krankheit aber eine solche Rückgratver- krümmung nach sich gezogen, ahnte ich nicht. Bei der Größe eines zwölfjährigen Kindes zeigten sich die Extremitäten doch vollständig entwickelt, machten aber in ihrer nur normalen Größe einen durchaus unverhältnismäßigen Eindruck. Das Haar war, wie gewöhnlich bei Büdlichen, wundervoll und besaß sogar etwas tizianischen Goldschnitt, ließ aber durch seine Leppigkeit den für eine große Gestalt zugeschnittenen Kopf noch unförm- licher erscheinen. Ja, Adelheid Schwarz war ein Monstrum von Häßlichkeit — bis man ihr in die Augen sah! Diese waren von unbestimmter Farbe, aber so transparent, daß jede Seelenbewegung hindurchschien, und wechselten im Gespräch vom unscheinbaren Grau bis zum feurigsten Schwarz — immer schön, herrlich durch ihren Ausdruck. Ich hatte niemals solche Augen gesehen.

„Willkommen!“ sagte sie, mir herzlich beide Hände ent- gegenstreckend.

„Ich bin hoch begeistert, eine Muse des Gesanges in un- serem altväterischen Hause zu begrüßen, Gnädigste!“ Damit trat der Sohn des Hauses heran, der in einem großen Bankgeschäft arbeitete und zur jeunesses dorée der Stadt gehörte. „Aber wollen Sie bei Ihrer Erscheinung nicht lieber zur Operette über- gehen? Sie würden ein Star werden! Bouquets hergeholt!“

„Es ist angerichtet,“ unterbrach der Diener die Auseinander- setzungen des jungen Erben. Er bot mir mit Eleganz den Arm und blieb auch mein Nachbar.

In der Unterhaltung vertrat jedes der Familienmitglieder seine eigenen, von dem der anderen abweichenden Standpunkt. Die Senatorin ging im Kirchenbesuch auf und besaß in irgend einem berühmten Kanzelredner immer ihr Schoßkind. Der Sohn, obgleich äußerlich ihr Ebenbild, schwärmte, durch eine Fronie des Schicksals, für Operetten, und Adelheid, die sehr schweig- sam war, ließ durch ein paar zufällige Bemerkungen ein äußerst gebiegenes Kunstverständnis ahnen.

Gegen Abend ward mir der von Direktor Bernini abge- sandte Kapellmeister gemeldet. Ich ahnte, daß er kam, um mir „auf den Zahn zu fühlen“. Aus meiner rofigen Wein- laune aufgedreht, trat ich ihm etwas bekommen entgegen.

Sein Auftreten gefiel mir. Er war eine angenehme Er- scheinung, die sofort den Künstler verriet. Zwar besaß er weder lang wallendes Haar, das gebräunliche, anscheinend notwendige Attribut heutiger Künstlerschaft, noch abgebrochenen Augen. Dafür hatte er aber jene echte, vornehme Nonchalance, welche zeigt, daß ihr Träger die Erde vergessen hat und in einer reineren idealen Welt lebt. Das „Zahnfühlen“ schien Kapellmeister Steinhäuser aber ausgeglichen zu verstehen, ich mußte allen Mut und alle Geistesgegenwart zusammennehmen, um ihm zu genügen. Endlich ließ er mich singen, und auch dies Examen war lang und gründlich.

„Bravissimo!“ sagte er endlich, das Piano zuklappend, nach einer vollen Stunde. „Ich erkläre mich für besiegt.“

Glückstrahlend, vielleicht sogar ein wenig triumphierend, sah ich ihn an.

„Ich war nämlich gegen die Sache,“ fuhr er erklärend fort. „Der Direktor wollte aber wegen der Erkrankung seiner Sängerin das Gastspiel des Tenoristen, das übrigens bereits angezeigt war, nicht fallen lassen. Und anderer Ersatz war im Augenblick nicht zu beschaffen!“

Ich ahnte den Zusammenhang. „Nun, glücklicherweise ist mein Studium lang und gründlich gewesen!“ konnte ich nicht unterlassen zu bemerken.

„D, man kennt das schon!“ meinte der Kapellmeister lächelnd. „Es wird ein gewaltiges Geschrei erhoben, um so eine neue Kunstjüngerin, besonders wenn sie so schönes, blon- des Haar hat oder die Augen gut zu gebrauchen weiß.“

Ich sah ihn böse an. Was gab ihm ein Recht, mich zu beleidigen? „Nichts für ungut! Aber unsereiner hat keine Erfahrung. Viel Geschrei und wenig Wille. In der Regel giebt's höchstens eine mittelmäßige Sängerin mehr und eine gute Hausfrau weniger. Wie lange haben Sie studiert?“

„Drei und ein halbes Jahr!“

„Und den Tannhäuser?“

„Ich singe die Elisabeth seit zehn Monaten.“

„Nun, wir werden ja weiter sehen, morgen früh um neun Uhr kommt der Wagen zur ersten Probe. Ich selbst bin zu- frieden gestellt. Auf gutes Wiedersehen!“

Trotz der seidenen Daunendecken des Patrizierhauses fand ich wenig Schlaf. Wenn ich die Augen hocherschöpft schloß, träumte ich jedesmal von allerlei Theaterklobolben. Auch das Bild des skeptischen Kapellmeisters erschien mir wiederholt im Traum, wie etwas, womit der Geist noch nicht abgeschlossen hat!

III.

„Ach da ist sie ja, die famose Kleine!“ Damit trat mir der berühmte Tenorist beim Eintritt ins Konversationszimmer des Theaters entgegen. „Hat Ihnen das Köpchen nicht ge- schwindelt über das Glück?“

Ich machte ihm einen tiefen Hofknix und stammelte einige Worte des Dankes.

Auch Direktor Bernini kam spornstreichs herbei, um mich zu begrüßen und mit Kennerblick zu mustern. Der Eindruck, den meine kleine Person machte, konnte nicht über sein, denn seine kleinen listigen Augen blinzelten ganz vergnüglich, und um seinen breiten Mund legte sich ein schmunzelndes Lächeln. Wir sprachen einige Worte über die Partie der „Elisabeth“, dann schloß der Theaterchef: „Der Kapellmeister ist beruhigt, darum bin ich's auch!“

Das Opernpersonal umstand mich neugierig, aber in einer gewissen respektvollen Reserve, welche ich jedenfalls der Gunst des Tenoristen verdankte. Als ob er mir das ungeheure Glück dieses Wohlwollens noch besser vor die Augen führen wollte, trat er abermals heran und sagte: „Es laufen viele Rixen in der Welt umher, die gern krähen möchten! Na, bei Ihrer Jugend und Schönheit wird es mir wenigstens nicht schwer werden, meine alte Schachtel im Bemserberge zu verlassen! Dabei gab er mir in großherrlicher Manier einen leichten Schlag mit dem zusammengewickelten Notenblatt auf die Schulter und versuchte, mich sehr dreist am Kinn zu fassen, was aber meinerseits durch eine schnelle Bewegung vereitelt wurde. In diesem Augenblicke meldete die Glocke des Regisseurs glücklicher- weise den Anfang der Probe.

Die verblühte Venus ließ ihre leidenschaftlichen Liebes- klagen ertönen, Tannhäuser wehrte sich mit Wort und Blick, mächtig und sehr natürlich. Die Waldszenen bei der Wartburg folgte der Hirtentnabe sang sein herrliches Frühlingslied, dann abermalige Verwandlung. Der Sängersaal that sich auf und führte auch mich auf die Bretter, welche die Welt bedeuten.

Die erste Arie der „Elisabeth“ war mein Bravourstück, ich hatte sie schon einmal mit Beifall in einem Konzert gelungen, auch hatte sich der Kapellmeister gestern abend befriedigt ge- zeigt. Auf einen Augenblick seinerseits begann ich. Die Stimme klang trotz der schlaflosen Nacht nicht weniger rein als gestern abend, aber weit weniger volltönend. Denn ich fühlte plötzlich meine Brust in namenloser Angst zusammengeschnürt und be- gann zu zittern. Auch die Stimme bebte.

„Das Tremulieren mag sie nur unterwegs lassen, Doktor Werner würde ihr gleich etwas in seiner Kritik am Zeuge stehen!“ hörte ich aus nächster Nähe sprechen und gewahrte, daß mich die Kollegen in flüsternden Gruppen umstanden. Heute nichts von der Bequemlichkeit, Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit, mit welcher sie gewöhnlich die Leistungen der Kollegen anzuhören pflegten: vielmehr alles Erwartung und Spannung!

„Welche Holzgruppe! Keine Spur von Spiel,“ klang es medifizierend an mein Ohr.

Ich machte ein paar lebhaftere Bewegungen und versuchte, im Gegensatz zum Konzertsaal, die Partie hier mehr dramatisch wiederzugeben. Aber meine Unbefangenheit und Sicherheit waren dahin, und mit ihnen hörte ich auf, Herrin meiner Mittel zu sein. Mit der Schlusfadenz der Arie sank ich auf einen Stuhl.

„Diese Kunstnovize ist wohl aus der Kleinkinderschule ge- holt?“ höhnte die alte Venus.

„Starker Tabak, ungenügend, Essig, Pech,“ klang es im Theaterjargon leise, aber doch vernehmbar, durcheinander.

Der Tenorist war besonders wütend. „Sie ruiniert mein Gastspiel,“ rief er zähneknirschend.

„Und meine Kasse,“ accompagnierte der Direktor.

„Sie hat das Lampenfieber, weiter ist's nichts,“ rief der Kapellmeister von unten herauf, „ich büрге dafür!“

Seine Worte verhallten. Ich selbst versuchte auch keines- wegs weiteren Widerstand. „Ich will meinen Kopf lieber auf den Block legen, als singen!“ hauchte ich. Dann wogte es um mich her und ward immer dunkler vor meinen Augen. Eine Ohnmacht nahm mir das Bewußtsein.

Als ich die Augen wieder aufschlug, lag ich auf einem Di- van des Konversationszimmers und hörte noch das Sprechen, Lachen, Schreien und Thürenzuschlagen des heimkehrenden Per- sonals, die Probe war abgebrochen worden.

„Hier, trinken Sie!“ jagte der Kapellmeister, der neben mir stand und mir ein Glas Champagner bot, „schnell!“

Ich gehorchte wie ein Kind.

„s ist die alte Geschichte — gewöhnlich trifft es die Besten,“ sagte er, wieder einsehend.

„Ich reise ab!“ erklärte ich bestimmt.

„Sie sind ein Tollkopf! Ich aber sage: keine Ueberstür- zung! Sie sind für die Partie ausreichend ausgestattet. Die Stimme ist gut und die Schulung vortrefflich! Sie über- winden das Lampenfieber und bleiben hier — eine Probe muß wenigstens noch gemacht werden! Haben Sie vielleicht in der Nacht schlecht geschlafen?“

„Allerdings.“

„Ich sah es Ihnen an, aber Sie sind darum nicht weniger hübsch: das beweist am besten der Neid der Kolleginnen! Ich habe noch schüchtern mit unserem Alten gesprochen, er soll Sie auch erst einmal allein hören, wir wollen die Sache recht peu à peu machen. Morgen um halb neun Uhr sollen Sie noch- mals hier sein, um ihm privatim vorzusingen und Courage zu bekommen. Die Sache wird sich schon machen!“

Ich drückte ihm in aufrichtiger Dankbarkeit die Hand, aber ich fühlte, daß er sich im Irrtum befand, ich war hoffnungslos.

IV.

Der Abend brach an, und ich lag noch immer in Wein- trämpfen auf dem Sofa meines Zimmers. Die Senatorin war ein paar mal bei mir gewesen, um sehr klug und würdevoll von den Gefahren und Bedenken meiner projektierten theatralischen Laufbahn zu sprechen. Ich hatte dem Schellengeklingel zuge- hört, ohne teilzunehmen; das hatte sie endlich den Rückzug an- treten lassen.

Ich hörte ein leises Hüfteln, Adelheid trat ein. „Ich komme nicht, um Sie in Ihrer beschlossenen Laufbahn zu beirren, noch um Ihnen Mut zu machen!“ sagte sie mit ihrer angenehmen, von leiser Heiterkeit umschleierten Stimme. „Der Wirbel ist gefallen! Da ich aber die Oper nicht mehr besuche, möchte ich Sie bitten, Ihr Kostüm einmal für mich anzulegen.“

Ich blickte sie verwundert an.

„Dann wollen wir eine Spielprobe halten, wir sind jetzt allein und ungestört! Das musikalische Examen haben Sie gestern bestanden. Zweifeln Sie, daß Sie allein, und im Kostüm Ihrer Rolle, eine andere sind? Sie werden lernen, sich als Elisabeth zu fühlen! Und ich, ich möchte Sie sehen!“

Obgleich ich ihr Verlangen sonderbar fand, besonders in meiner gegenwärtigen Gemütsverfassung, war etwas in ihrer

vornehmen und doch so natürlichen und verständnisvollen Art, das mich zwang, ihr den Willen zu thun, nicht allein aus Rücksicht, sondern auch in Anerkennung ihrer Gründe. Ich streifte bereitwillig die Robe ab, um das altdeutsche, schleppende Ge- wand überzuwerfen. Dazu Diadem und Schleier — in zehn Minuten war ich fertig.

„Vortrefflich, das Kostüm ist malerisch!“ sagte Adelheid prüfend, „man merkt ihm an, daß es nicht dem Theaterknecht allein, sondern der Idee eines Künstlers die Entstehung verdankt. Nun den Eintritt in den Sängersaal! Das Gehen auf der Bühne ist sicher keine leichte Aufgabe, ich sah schon be- deutende Künstlerinnen daran scheitern. Darf ich Ihnen den Eintritt zeigen, liebe Klara? Ich bin enthusiastische Wagner- schwärmerin und veräumte gerade „Tannhäuser“ niemals.“

Ich blickte sie unwillkürlich star an. Sie aber ließ sich nicht mehr beirren. Nur dem schmerzlichen Zucken um ihren Mund vermochte sie nicht zu gebieten. Es zeigte, daß sie mich verstanden hatte. Glücklicherweise war ihre Kunstbegeisterung aber größer, als ihre Eitelkeit, und riß sie fort. „Die Elisa- beth ist Wagners reinste und herrlichste Frauengestalt!“ sagte sie, sich mit einer Elastizität aus ihrem Stuhle erhebend, die ich niemals in ihr gesucht hätte. Jetzt stand sie bereits an der Thüre, um als Elisabeth zu agieren. Und — o Wunder! Die gekrümmte Gestalt ist plötzlich bis zu richtiger Frauengröße emporgewachsen, der hoheitsvolle Kopf paßt mit einemmale auf den Körper, die Arme und Füße erscheinen harmonisch. Die Rückgratverkrümmung, gewöhnlich durch einen leichten schwarz- seidenen Umhang verdeckt, ist durch die angenommene und doch natürliche, königliche Haltung kaum noch zu bemerken, der Umhang selbst bildet den Schleier der majestätischen, deutschen Jungfrau. Der Gang ist vornehm, die Bewegungen der langen Arme edel und fast plastisch — alles, alles einzig durch die Macht des Genies!

„O, Adelheid!“ rief ich hingerissen.

„Einen kurzen Augenblick weidete sie sich an meiner Be- wunderung.“

„Also doch!“ hauchten die blassen Lippen.

„Und welche Lehrmeisterin werden Sie mir!“ rief ich in

Näherung.

„So dürfte ich wirklich Ihnen von dem Gute zu eigen geben, das für mich wertlos ist — vielleicht sogar, um Sie glücklich zu machen? Einmal, einmal, darf ich zeigen, was in mir ruht, in unerwecktem Schlafe — um wertlos vielleicht bald dem ewigen Schlafe anheimzufallen? O, mein Gott, ich danke dir — für dies kurze Glück!“

„Ich ahnte, ja ich las etwas davon in Ihren Augen. Doch dies konnte ich nicht ahnen!“ sagte ich in ehrfurchts- voller Bewunderung.

Sie hatte sich gesammelt und fragte in alter Weise: „Wollen Sie nun probieren, Klara?“

Ich war sofort und mit ungeahnter Freudigkeit bereit.

„Blicken Sie zuvor in den Spiegel und sehen Sie, daß Sie eine gelungene Verkörperung der Elisabeth sind.“

Ich gehorchte mechanisch und begann die Probe, indem ich ihr genau nachzuahmen strebte.

„Gut!“ lobte sie stolz und erfreut.

Und was soll ich noch weiter erzählen? Das häßliche, hinfällige Geschöpf ward Scene um Scene meine Lehrmeisterin. Zimmer wieder staunte, bewunderte ich — überwältigt vermochte ich weiter nichts zu thun, als ihr nachzuahmen. Aber auch immer wieder fragte ich: warum hat sich der Genius gerade dies Werkzeug zu seiner Offenbarung auserkoren? Warum ist diese edle, leidenschaftliche, hoheitsvolle Seele in diese Hülle ein- gezwängt, zu eigener, unendlicher Qual?

Endlich war meine begabte Lehrmeisterin kraftlos aus einem Fauteuil niedergesunken. Die leichte Bitterkeit, welche sich nicht immer verdecken ließ, war vollständig geschwunden, in der Beschäftigung mit der leidenschaftlich, aber schamhaft geliebten Kunst. Ihre wiedergewonnene Heiterkeit ließ mich deutlich erkennen, daß trotz des Kontrastes zwischen Geist und Körper der Grundton ihres Wesens Harmonie war, wie in jeder reinen, echten, gottbegnadeten Künstlerseele. Lächelnd schloß sie den Unterricht: „Ich habe Ihnen nun ein Bild der „Elisabeth“ ge- zeigt, wie ich es in der Seele trage — fürchten Sie noch die morgende Probe?“

(Schluß folgt.)

Das hundertjährige Jubiläum der bürgerlichen Tracht.

Von Georg Buß.

Nachdruck verboten.

Wie die französische Revolution auf vielen Gebieten mit großem Radikalismus bahnbrechend vorging, so auch auf jenem der Tracht. Es sind etwa hundert Jahre vergangen, daß sie die Mode des ancien régime vernichtet, die früheren Ständesunterschiede verwischt, dem dritten Stande zur Bedeu- tung verholpen und das Prinzip der Gleichheit auch in einer allgemein gültigen Tracht gegenüber den früheren Trachten der privilegierten Stände zum Ausdruck gebracht hat. Es bezeugt das, wie politische und soziale Verhältnisse auch in der Mode die Hauptrolle spielen, und wie im Grunde genommen der individuelle Geschmack des einzelnen Menschen seine Anregungen nur empfängt aus jenem großen, mächtig dahin flutenden Strom, welcher als öffentliches Leben bezeichnet werden mag.

Unter einem solchen Gesichtspunkte gewinnt die Mode eine ganz andere Bedeutung, als unter der völlig unzutreffenden Annahme, daß sie der Laune einzelner entstamme. Wenn auch die Bedeutung des Nachahmungstriebes oder die verzeihliche Schwäche, in der Kleidung den Launen höher stehender Per- sonen zu folgen, und der Drang nach Veränderung in ihren Wirkungen auf die Mode nicht unterschätzt werden sollen, so bleiben Veränderungen, die sich in den Anschauungen und im Gefühl eines Volkes abspielen, und in dessen Leben tiefgreifende Umwälzungen vollziehen, die eigentlichen und bestimmenden Ursachen, denen die Tracht ihre Wandlungen zu danken hat. Die Geschichte bezeugt diese Thatsache in unzweideutigster Weise, und man hat nur daran zu erinnern, wie unter den ersten Gedanken der Reformation auch die Gewandung erster und schlichter wurde und wie jener mittelalterliche Trachtentarnel, die Schellen- und Zettelgewänder, die geteiften Farben, die Gugel und die Hahnenkämme, die langen Schnabelschuhe und

[M... die wi... Spige... völig... Eman... Kriege... tief ge... häuerl... zum A... gutes... dieser... Aufm... schlag... Revol... artig... der u... Studi... unter... Klaffi... andrer... das G... mende... hüllte... den z... stücken... geschw... erblick... und i... kurzer... hosen... thauer... nichts... drück... diese... der P... Louis... heit i... Erstli... bourg... lich i... spruch... so gi... Zwan... das i... Mode... abgen... lassen... welche... Tage... tracht... der A... Stan... glaub... besser... sicken... hatten... Verti... änder... geben... Gerin... Figur... schaft... volut... dama... mise... und... auf... den... und... hung... im J... vents... tum... Jahr... röcke... wärts... bar... stark... ist, u... 1796... Kostü... Ein... Ausg... riffe... drück... vor... und... für... des... soger... mit... ägh... mode... Grä... den... die... wie... lung... er, ... der... früh... Zwi... tauer... öffim... der... getr... beibe... verfh... deru...

die wie Zuckerhüte geformten Frauenhauben, mit den von der Spitze lang herabwallenden Tüchern und Schleiern, allmählich völlig verschwanden. Oder man hat zu erinnern, wie mit der Emanzipation des Bauernstandes nach dem Dreißigjährigen Kriege die Freude und die Lust am Leben, welche in die bisher tief gedrückte Landbevölkerung einzog, auch in der sich bildenden bürgerlichen Tracht in einer mehr oder weniger originellen Weise zum Ausdruck gelangte. So spiegelt sich in der Kleidung ein gutes Teil von dem Geschick, der Denkart und dem Streben einer Nation wieder, und es wird der Kulturhistoriker auch dieser Seite der Lebensäußerungen eines Volkes die größte Aufmerksamkeit schenken müssen, wofür er den wirklichen Pulsschlag derselben fühlen und verstehen will.

Die Veränderungen, welche sich zur Zeit der französischen Revolution auf dem einschlägigen Gebiete vollzogen, sind eigenartig im höchsten Grade. Sie hängen einerseits zusammen mit der in der Revoluzzeit wiedererwachten Liebe zu den klassischen Studien, insbesondere zu archäologischen Untersuchungen, welche unter Ludwig XVI. jene seltsame Verquickung von Rokoko und Klassizismus, bekannt unter dem Namen Pöpp, hervorbrachte, andererseits aber mit dem Republikanismus, der sich so gern in das Gewand des Unbestechlichen, nur für die Freiheit schwärmenden, allem Cäsarismus abholden Römertum eines Brutus hüllte. Zu den seidenen Kniehosen und Wadenstrümpfen, in den zierlichen Schnallenschuhen, in der langschößigen, reich bestickten Weste und in dem gleichfalls durch Stickerei prächtig geschmückten Rock, wie ihn die höfische Aristokratie getragen, erblickte man das Kostüm der absoluten, knechtenden Gewalt, und in der behäbigen Philistertracht, bestehend in langem Frack, kurzem Gilet, dickem, weiß und rot gestreiftem Halstuche, Kniehosen oder kurzen gewöhnlichen Hosen, Bänder- oder Gamaschenschuhen und lockenreicher Frisur, jene des beschränkten Unterthanenverstandes. Alles sollte neu und anders werden und nichts mehr an die Vergangenheit mit ihrem System von Unterdrückung und Unterwürfigkeit erinnern. Was für Tolleheiten diese Reformation in der Tracht zunächst erzeugte, was Sergent, der Präsident der société populaire des arts, und Jacques Louis David, der künstlerische Verherrlicher der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, auf jenem Gebiete vorbrachten, wie die Erstürmung der Bastille und die Bewunderung der garde bourgeoise militärische Motive der Mode zuführten, kann sichtlich übergangen werden. Leitender Grundsatz war jener Ausspruch Sergents: „Haben wir bisher ein Sklavenkleid getragen, so gilt es jetzt eine Tracht zu schaffen, welche uns von jedem Zwange befreit und die schönen Körperformen nicht verhillt.“

Hatte nun während der Schreckensherrschaft des Konvents das übrige Europa, welches bisher der allmächtigen Pariser Mode gefolgt war, sich von den französischen Vorbildern abgewendet und mehr von dem englischen Geschmack leiten lassen, so kehrte es jedoch wieder willig zu den Vorbildern, welche die elegante Welt an der Seine bot, zurück, als die Tage des Konvents gezählt waren. Zwar war die Männertracht ein Ausbund von Philisterhaftigkeit, und die Kleidung der Muscadins oder Incroyables ist von unserem modernen Standpunkte aus geradezu unsinnig zu nennen. Aber man glaubte, daß in dieser Tracht das Freiheitsgefühl sich in bester Weise kenntlich mache, und ließ sich, zumal die französischen Freiheitsideen fast in ganz Europa zündend gewirkt hatten, von jenen kostümlichen Seltsamkeiten beeinflussen. Das Vertuschende Modejournal berichtete von den modischen Veränderungen, welche sich in Paris unter der Führung tonangebender Löwen und Löwinnen, die sich als Bürger und Bürgerinnen bezeichneten, sehr genau und führte diese Trachten in Figuren vor.

Was in der Toilette der Damen zur unbedingten Herrschaft gelangt war, ist der Gräzismus, der schon vor der Revolution seine bedeutame Rolle gespielt hatte, denn bereits damals huldigte man dem griechischen Genius, trug die chemise grecque von feinem, weißem Linnen, Geschmeide, Bänder und Gürtel mit etruskischen Zeichnungen, meist roten Figuren auf schwarzem Grunde, wie sie die Vasenbilder zeigen, frifferte den Kopf à la Diane, veranstaletete „fetes anaeréontiques“ und „soirées grecques“ und verschlang mit wahrem Heißhunger Barthélemy's „Voyage du jeune Anacharsis“, welche im Jahre 1788 erschienen war. Nach der Herrschaft des Konvents prägt sich diese Vorliebe für das Griechisch- und Römertum in der weiblichen Tracht noch schärfer aus, und Ende des Jahres 1795 heißt es in den Modejournalen: „Keine Unterrocke und ein Kleid aus feinem Linnenstoff, das nur nach vorwärts einige Falten wirft, stark ausgezeichnet, hoch, unmitttelbar unter dem Busen gegürtet, rückwärts gegen die Schultern stark zusammengezogen, im Rücken schmal und rund geschnitten ist, und recht kurze, gefütterte Kermel besitzt.“ Und im Jahre 1796 berichtet das Vertuschende Modejournal von dem reizenden Kostüm, mit welchem Madame Tallien im Salon erschien: „Eine weiße Musselindraperie, eine Tunika von neuestem Ausschnitt, nachlässig bedeutend über die schönen Formenumrisse geworfen, die sich überall so deutlich als möglich ausdrückten, eine schwarze Perücke, halb aufgekrauselt, als wenn vor einer Stunde ein Schwamm darüber geführt worden wäre, und ein Schawl, Couleur Zifil.“

Wie später in diese gräzifizierende Tracht die Bewunderung für den großen Koros hinein spielte, wie unter dem Eindruck des Sieges an den Pyramiden sogar die Damen Englands sogenannte Bonaparte-Hüte in Form eines Minerva-Helmes mit Federkamm trugen, wie die Farbe „terre d'Egypte“ und „ägyptische Schwals“, welche eigentlich von Kaschmir herkamen, modern wurden, mag nur angedeutet werden. Genug, dem Gräzismus huldigten alle Stände, und er breitete sich über den größten Teil von Europa aus. So sehen wir denn auch die Königin Luise jener antifizierenden Tracht huldigen. Und wie sie, so trug auch Friedrich Wilhelm III. der neuen Wandlung Rechnung — bereits in den neunziger Jahren erscheint er, wie eine Illustration aus jenen Tagen zeigt, am Arme der Königin nicht in Uniform oder in der aristokratischen Tracht früherer Zeit, sondern in bürgerlicher Kleidung, richtigem Zivil, und zwar mit dem Cylinder, der Schöpfung der Puritaner und Quäker, auf dem Haupte, welchen auch bei der Eröffnung der französischen Nationalversammlung im Jahre 1789 der dritte Stand als ein Symbol des sozialen Liberalismus getragen und seitdem, wenn auch oft in wunderlichen Abarten, beibehalten hatte, um ihn sogar zum Siege im Salon zu verhelfen.

Es kann nicht unsere Absicht sein, eingehender in die Veränderungen einzudringen, welche die Tracht seither erfahren.

Genug, daß nach dem Wiener Kongreß der Gräzismus in den weiblichen Kostümen sich mehr und mehr verlor und unter der Einwirkung der auf den Thron zurückgekehrten Bourbonen, welche beflissen waren, jede Erinnerung an die Revolution zu tilgen, das Prinzip des Engen und Klassischen wieder verlassen und den weiten Roben der Vorzug gegeben wurde — eine Wandlung, die unter dem dritten Napoleon energisch den Reifröcken zusteuerte, wie sie unter Ludwig XIV. Mode gewesen, und uns in den fünfziger Jahren die Krinoline gebracht hat. Aber die Gleichheit in der Kleidung, wie sie die französische Revolution durch Beseitigung der privilegierten Stände geschaffen hatte, blieb trotz der Aenderungen, die sich in dem politischen Leben Frankreichs vollzogen, hier und in allen Ländern, welche abendländischer Kultur huldigen, bestehen. Die früheren Trachten eines veralteten Kastensystems sind seit jenen welkbewegenden Tagen der Revolution verschwunden, eine bürgerliche Tracht ist geblieben, und aus dieser herauszutreten vermeidet jeder, der nicht Träger einer Uniform ist. Und was sich in Schnitt und Farbe dieser bürgerlichen Tracht und ganz besonders der männlichen ausdrückt, ist, bezeichnend für die Arbeitsamkeit des neunzehnten Jahrhunderts, der Geist des Praktischen. Allerdings soll nicht gelehnet werden, daß dieses Utilitätsprinzip in der männlichen Kleidung etwas allzuweit getrieben wird und daß der Wunsch nach einer stärkeren Berücksichtigung der Schönheit und des Malerischen berechtigt erscheint. Vielleicht daß im zweiten Jahrhundert der bürgerlichen Tracht sich im Männerkostüm, in Frack, Jackett, Schlupfrock und Sacco, sowohl nach der Seite des Zuschnitts wie nach der Farbe, eine Aenderung vollzieht, die unserem ästhetischen Empfinden mehr zuzagt als jetzt.

Blumenvasen und Blumenschmuck im Zimmer.

Nachdruck verboten.

Die Blumen bilden heutzutage mehr denn je einen beliebten Zimmerschmuck, und unsere Industrie ist unerschöpflich in der Auffindung neuer Arten und Formen von Gefäßen für diese bevorzugte Dekoration. Es verlohnt sich daher wohl, in der Geschichte nachzusehen, wie es früher und anderswo in dieser Beziehung geübt wurde und wird.

Bei den alten Hellenen war der Blumenkult sehr ausgeprägt. Kränzgebinderinnen wurden in Gedichten gefeiert, und die zahlreichen Feste gaben die vielseitigste Veranlassung zur Beschaffung von Kränzen und Blumenkränzen. Bei den Römern wird dieser Kult nach den Notizen der Schriftsteller schon derber und realer. Wir lesen von der Sitte, den Gästen beim Mahle Kränze aufzusetzen, und erfahren, daß einzelne Schwelger ihre Kissen mit Rosenblättern füllten. Von einer besonderen Blumenzucht im Zimmer, von der Aufstellung von Blumenvasen in unserem Sinne erfahren wir nichts. Ueberhaupt scheint ein solches Bedürfnis nur da vorhanden gewesen zu sein, wo die äußere Natur nicht jene Fülle von Pflanzen und Blumen bot, wie in den südlichen Ländern. Daher finden wir auch die Blumen als Zimmerschmuck vorherrschend in kälteren Gegenden als einen wohlthuenden Ersatz der reizloseren Natur.

Ursprünglich scheint auch die Blumenpflege mehr praktischen, vorherrschend medizinischen Zwecken gedient zu haben, und die ersten Kräuter- und Blumenbücher tragen dieser Tendenz auch Rechnung. Freilich sind wir in vielen Dingen noch auf bloße Vermutungen angewiesen, denn so selbstverständliche Dinge, wie die Freude an blühenden Pflanzen, fanden die Alten der Aufzeichnung nicht wert. Daß aber eine solche Freude im allgemeinen vorhanden war, das beweist uns die Sorge und das Bestreben, ausländische Pflanzen einzuführen, wie ja tatsächlich fast alle unsere Zierblumen aus dem Orient und den südlichen Ländern stammen.

Der Orient muß auch in dieser Beziehung als unser Lehrmeister und Erzieher angesehen werden: er war es, der gewisse Pflanzen gewissen Göttheiten zuwies, sie unter den Schutz der Götter stellte, wie ja auch bei uns in späterer Zeit namentlich der Madonnenkult eine Reihe von Pflanzen und Blüten gewissermaßen heiligte und ihnen darauf bezügliche Namen gab. Wie es in dieser Beziehung früher im Orient bestellt war, darauf können wir aus heute noch bestehenden Gewohnheiten schließen.

Kein Land treibt einen so großen Blumenkult, wie Japan. Die Freude an blühenden Gewächsen ist im ganzen Volke derart verbreitet, daß im Frühling das ganze Land in festliche Stimmung gerät. Einzelne besonders schön blühende Bäume sind das Ziel großer Wallfahrten, und jung und alt macht sich auf den Weg, sich an dem reichen und fröhlichen Blütenduft und Blütenduft zu erfreuen. Daher spielt auch in der dekorativen Kunst die Blume in Japan eine so große Rolle und ist das weißblühende Chrysanthemum als Reichswappen angenommen worden. In welcher sinnigen Weise der Japaner es versteht, seine Seidenstoffe und Stickereien, seine Lack- und Emailarbeiten, seine Thongefäße und Bronzen, seine Tapeten und Papiere mit Blumen und Pflanzen zu schmücken und auszustatten, davon geben die herrlichen Erzeugnisse des Kunstfleißes dieses Volkes vollgiltige Beweise. Infolge dieser Freude an der Natur und ihren Erzeugnissen steht auch die Kunst-

gärtneri dafelbst in hoher Blüte, aber sie äußert sich anders als bei uns, sie arbeitet anders. Der Japaner stellt nicht die verschiedensten Blumen zu einem Strauß oder Büschel zusammen, sondern pflegt jede Blume einzeln und erfreut sich an dem Detail der Pflanze, nicht an ihrer Allgemeinheit. Daher strebt auch der Gärtner an, nach seiner Art und Meinung kunstvolle Zweige zu ziehen, deren verdickelte und verkrüppelte Formen auffallen. Für jeden solchen Zweig wird dann auch eine Vase von besonderer Art ausgesucht und gewählt. Die große Mannigfaltigkeit der japanischen Blumenvasen in Bronze, bald schlant, bald dick, bald viereckig, bald rund, bald hoch, bald niedrig, ist durchaus nicht immer von der Laune des Arbeiters bedingt, sondern hängt mit der Gestalt des für dieselben bestimmten Blumenmaterials zusammen. Ein derbes knolliges Gewächs erfordert eine bauchige, ein feiner, langgestreckter Ast eine schlanke Vase, und je verkrüppelter dieser Ast, desto bizarrer ist auch die Form der Vase.

Wenn wir heute eine so gewaltige Menge von Blumenvasen aus Japan in allen Formen einführen, so dürfen wir nie vergessen, daß diese Formen in ihrem Heimatlande nichts Zufälliges sind wie bei uns. Das bezieht sich sogar auf jene aus Holz geflochtenen forbartigen Gefäße, die zum Aufhängen an den Wänden und zur Aufnahme von Blumen bestimmt sind. Auch diese zeigen dieselbe Mannigfaltigkeit wie die Metall- und Thongefäße, und auch sie verdanken diese Mannigfaltigkeit dem feinen Verständnis für die Beziehungen zwischen Blume und Blumenvase.

Was wir in Japan heute noch sehen, das war früher jedenfalls im Orient allgemein und auch bei uns in früherer Zeit verbreitet. Eine Reihe von alten Bildern zeigt uns Blumen in Gefäßen, aber fast immer nur je eine Blume, die mit besonderer Sorgfalt gemalt ist. Wie heutzutage noch im Hochgebirge jedermann aus dem Garten sich eine Blume pflückt und damit den Hut oder das Wieder schmückt, so scheint auch in früherer Zeit die Vorliebe für einzelne Arten und einzelne Exemplare allgemein gewesen zu sein.

Einen sprechenden Beweis hierfür liefern die alten Blumengefäße, die gerade heutzutage wieder in Erinnerung gebracht werden sollen.

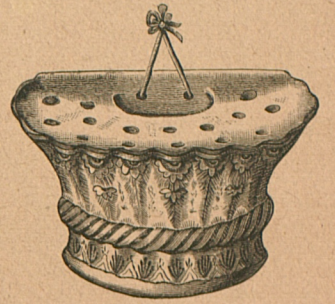
Bei den Perfern hat die Blumenvase entweder einen langen Hals zur Aufnahme einer Nelke oder Rose, oder sie hat einen mittleren und mehrere seitliche Kelche (Fig. 1), die für bestimmte Prachtexemplare von Blumen dienen. Eine solche Vase mit ihrer Ausstattung hat ästhetisch unstrittig einen höheren Rang, als unsere teilweise auf Draht gebundenen Blumenkränze, die, kaum gepflückt und gebunden, schon vertrocknen und verdorren. Eine weitere schöne Ausbildung fand die spezifisch persische Vase in der Delfter Fayenceindustrie (Fig. 2). Hier sind dem einen Mittelkelch zwei Reihen von Seitenkelchen beigegeben, um auf diese Weise die ganze Vase zu einem frisch- und langblühenden Blumenstrauß zu gestalten. Wer denkt bei dieser Vase nicht an den bekannten Tulpenstrauch, der damals ganz Holland ergriffen hatte, und wer vergegenwärtigt sich nicht beim Anblick dieser Vase das Bild, welches eine solche mit den mannigfaltigsten Tulpenarten aufgesteckte Vase gab. Es wird gewiß niemand bezweifeln, daß der Anblick eines solchen einfachen Gefäßes ein höchst erfreuender, heiterer und erquickender war.

Aber auch in Süddeutschland war der Gebrauch, die Blumen einzeln in Gefäße zu stecken, ein ganz verbreiteter. Die Gefäße, zum Teil bestimmt, an der Wand aufgehängt zu werden, hatten eine ebenso einfache wie zweckmäßige Form (Fig. 3), und der obere, mit zahlreichen Löchern versehene Deckel gab jeder einzelnen Blume einen selbständigen Standort im Gefäße, erleichterte also ihre Beschauung, sowie die Herausnahme der zu früh abblühenden Blumen und ihre Ersetzung durch frische. Auch auf dem Tische und auf Konsolen wurden die Blumenvasen aufgestellt. Charakteristisch war bei diesen Schalengefäßen (Fig. 4) der herausnehmbare obere Deckel, welcher, ebenfalls mit kleineren Öffnungen versehen, die leichte Reinigung und Reinhaltung ermöglichte. Diese Gefäße kamen besonders in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts vor, sind also ein Beweis dafür, daß das, was uns in Persien und Japan heute als eigentümlich bei der Aufstellung der Blumen erscheint, in verhältnismäßig nicht weit zurückliegender Zeit bei uns auch Sitte war und daß diese Sitte verdrängt wurde durch eine mehr kunstlose, die sich darin gefiel, die Blumen in mehr rücksichtsloser Weise zu behandeln, sie zu mehr oder weniger großen Straußen zusammenzubinden und die Unterschiede der Stiele in barbarischer Weise durch Draht auszugleichen.

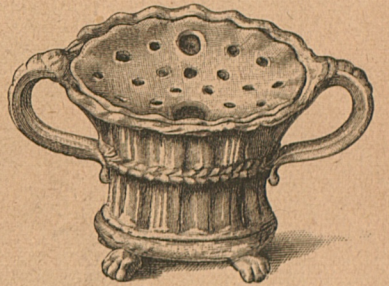
Wie sehr die Sitte, die Blumen einzeln in Gefäße zu stecken, bei uns verbreitet war, zeigen auch jene niedlichen Porzellanfigürchen des vergangenen Jahrhunderts, meist Blumenmädchen vorstellend, die einen Korb tragen, welcher vollständig den oben beschriebenen Schalengefäßen entspricht, zeigen ferner jene Tafelaufsätze aus Steingut, deren oberster Teil zur Aufnahme eines Blumentopfes bestimmt war.

Heutzutage, wo die Blumenzucht und der Geschmack in der Ausstattung der Zimmer durch Blumen so allgemein geworden ist, dürfte es gewiß nicht ohne Interesse sein, auf die alten Traditionen in dieser Beziehung wieder hinzuweisen.

J. Stockbauer.



3.



4.



1.



2.

Ein fürstliches Jubelpaar.

Am 3. Mai dieses Jahres ist ein halbes Jahrhundert dahingegangen, seit ein deutsches Fürstenpaar durch das Band der Ehe für das Leben verbunden wurde: Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha und Prinzessin Alexandrine von Baden.

Die herzliche Teilnahme, die das deutsche Publikum — nicht bloß der sächsischen und badischen Lande — dem jungvermählten Paare seiner Zeit dargebracht, ist durch fünfzig Jahre demselben ungemindert verblieben; noch mehr: sie ist unter der wachsenden Erkenntnis der geistigen Persönlichkeiten des fürstlichen Paares zu einem sicheren Verhältnis voll warmer Verehrung, aufrichtiger Liebe, festen Vertrauens erstarkt und hat bis auf den heutigen Tag, der das hochsinnige fürstliche Paar im Schmuck der Gold-Myrte schaut, die Probe bestanden.

Auf schöne, inhaltreiche Knabenjahre, voll trefflicher Unterweisung durch gute Erzieher folgte dem jungen Prinzen eine anderthalbjährige Studienzeit auf der rheinischen Hochschule Bonn; dann trat der Einundzwanzigjährige zu Dresden in das

In allen diesen und anderen Arbeiten nahm die Herzogin mit liebevollem Sinn und eindringendem Verständnis Anteil; sie war in ernsten wie in heiteren Stunden ihres Gatten kongeniale Genossin; sie erwärmte ihn für schöne Vorwürfe in der Musik, deren kundiger und schaffender Meister der Herzog ist; sie teilte sein warmes Interesse für Kunst und Litteratur, sie begleitete ihn auf weiten Reisen, sie nahm ihren Anteil an den Aufzeichnungen, in denen ihr Gemahl die gewonnenen Resultate derselben niederlegte, und wenn er auf weite Jagden auszog, begleitete sie ihn als teilnehmende und nimmer müde Zuschauerin. Schlicht, anspruchslos und tief bescheiden, voll echter Herzengüte und reiner Menschenfreundlichkeit lebt die hohe Frau im übrigen, abhold einem rauschenden Leben voll Glanz und Pracht, gern in der friedlichen Zurückgezogenheit ihres schönen Schloßchens Kallenberg oder in ihrem lieblich gelegenen Chateau Fabron bei Nizza, beglückt durch den stillen Reiz einer herrlichen Natur und beglückend durch die schlichte Milde und liebevolle Anteilnahme, die sie ihrer Umgebung, die sie der Not und dem Elende willig und hilfreich spendet.

Möge dem hohen Paar noch eine lange Reihe von Jahren in treuer Lebens- und Liebesgemeinschaft vergönnt sein!

immer freudiger gesagt: „Ja, ich muß und will einen andern Weg einschlagen!“

Daß sie sich ihrem Einflusse hingab, machte die alte Frau ganz glücklich; sie gewann Gertrud förmlich lieb, und wenn diese den Ratschlägen ihrer praktischen Pflegebefohlenen eifrig und lernbegierig zuhörte, ihnen folgte und eine große Gelehrigkeit zeigte, so hatte die Alte gelacht: „Und wenn Sie meine Tochter wären, ich könnte Sie nicht lieber haben!“

Sieben Jahre waren seit dieser Zeit vergangen.

An der Hauptstraße der Stadt liegt Gertrud Erdangers Geschäft, von den Damen der ersten Gesellschaft in aller Weise wegen des feinen Geschmacks der Putzartikel begünstigt; von den Mittelklassen als besonders reell vorgezogen.

Viele ihrer Kundinnen hat Gertrud Erdanger in besseren Jahren gekannt und in ihrem eigenen Hause einst als Gäste empfangen. Zu diesen war sie bei Beginn ihres Unternehmens persönlich gegangen, sich ihre Kundschaft zu erbitten. Die bescheidene, verständige Art, in welcher sie dann ihrer neuen Stellung gerecht wurde, gewann ihr die erneute Teilnahme



sächsische Gardereiter-Regiment ein und legte hier den Grund zu seinem militärischen Wissen und Können.

Schon die nächsten Jahre brachten dem jungen Erbprinzen das Glück seines Lebens. Die Prinzessin Alexandrine von Baden, eine jugendliche Erscheinung voll reizender Anmut und sympathischer Lebendigkeit des Geistes, gewann aufrichtige Liebe zu ihm, und nach kurzem Brautstande erfolgte am 3. Mai 1842 die eheliche Verbindung.

Einer kurzen sorgenlosen Zeit des Glücks machte der Tod des Herzogs Ernst I. ein Ende. Pflichten und Sorgen übernahmen mit der neuen Würde das junge herzogliche Paar. Daß und wie der neue Herrscher allen Anforderungen für sein Land genügt, ohne dabei der energischen Anteilnahme an den großen Interessen Deutschlands zu entsagen; wie er im Innern feste Ordnung mit wirklicher Volksfreiheit zu verbinden wußte und nach außen hin sich der großen Prinzipienfragen, von denen die deutsche Nation im Tiefsten bewegt wurde, fördernd und klärend, bemächtigte; wie er, als sächsischer General, am dänischen Feldzuge von 1849 teilnahm und durch die schöne Waffenthat von Eckersförde (5. April) für die schleswig-holsteinische Bewegung Großes geleistet; wie er auch in den nachfolgenden Zeiten schwerer Enttäuschung und allgemeiner Auflösung den Gedanken nationaler Einigung und Erneuerung unverrückt festhielt und zum endlichen Siege dieses Gedankens in entscheidender Weise mitgewirkt hat — wer wußte das nicht! Nach der Begründung des neuen Deutschen Reiches konnte der Herzog von langjährigen ernsten Mühen und Sorgen auf wohl erworbenen Lorbeeren ausruhen.

Unsere Mutter.

Roman von E. Haidheim.

(Schluß von S. 155.)

Nachdruck verboten.

Ganz ergriffen ging der Senator. Er hatte Gertrud versprochen, daß er die Anleihe erwirken wolle, ja, er bot ihr sogar auch in allen anderen Geschäften dieser Zeit seine Hilfe an. Zum erstenmal hatte sie ihm, trotz ihrer bitteren Worte, Sympathie mit Hochachtung vereint abgewonnen.

Und Gertrud? Sie stand mit zusammengedrückten Händen, fieberhaft aufgeregte und blickte ihm nach. Ihr war ganz leicht ums Herz, daß sie einmal ihren Jammer gegen den Mann hatte aussprechen können, der sich sein thatenloses Wohlwollen noch groß anrechnete. Es war ihr, als sei sie plötzlich eine andere geworden, kräftiger, mutvoller und willensstärker.

Frau Fliesners scharfem Realismus hatte sie sich auf die Dauer nicht verschließen können. Was die ungebildete Frau mit trockenen Worten ihr als ein Bild der wirklichen Welt malte, mußte sie fast gegen ihren Willen längst als in gewisser Hinsicht berechtigt anerkennen; ihre verfeinerte und edle Natur fand in sich selbst das nötige Gegengewicht, aber wenn die Fliesner ihr sagte: „Lassen Sie mir alle diese sentimentalischen Dingespinnste fahren und nehmen Sie die Welt wie sie ist; Sie sind eine ganz tüchtige Frau geworden, und was Sie wollen, können Sie, es kommt nur darauf an, daß Sie das Richtige wollen!“ — so hatte sie sich in diesen letzten Wochen

vieler ihrer alten Bekannten, aus kleinen Anfängen hatte das Geschäft sich bald erheblich erweitert.

„Ich danke Ihnen, wir können leben! Ida ist mir schon eine gute Hilfe!“ sagt Gertrud zuweilen auf die wohlgemeinten Fragen nach ihrem Fortkommen.

Ja, sie können leben, anständig und bescheiden leben, mehr nicht, aber wer ist glücklicher als Gertrud über diesen Erfolg. Doch giebt es noch eine, welche fast glücklicher darüber ist: die alte Fliesner, die noch immer in dem kleinen Häuschen lebt, jetzt aber eine Magd hält, wegen ihrer Hilfslosigkeit, denn sie ist lahmer als je.

„Sehen Sie, da habe ich mir erst die Hüfte und das Bein brechen müssen, damit Sie auf den rechten Weg kämen!“ sagte sie neulich, als Gertrud ihr die Zinsen brachte.

Sie nimmt dieselben auf Heller und Pfennig, und als es in den beiden ersten Jahren Gertrud nicht gelingen wollte, neben der Lademiete und den teuren Anschaffungen auch noch den Zins am Verfallstage abzuliefern, da machte die Alte ein brummiges Gesicht und sagte: „Ich brauche mein Geld, Frau Erdanger, sehen Sie ein andermal zu, daß es pünktlich da ist.“

Gertrud richtete sich danach, sie lernte auf diese Weise immer noch von der Fliesner, und so war es nach und nach gekommen, daß die lahme alte Frau sozusagen Gertruds Vertraute und wirkliche Freundin wurde.

Diese schonte ihre Eigenheiten, machte ihr ab und zu kleine Geschenke, welche die Fliesner nie erwiderte, und schickte ihre Kinder hin, ihr zuweilen Gesellschaft zu leisten.

nen andern

alte Frau
und wenn
enen eifrig
große Ge-
wenn Sie
ben!"

Erdangers
aller Weise
stigt; von

in besseren
als Gäste
ternehmens
tten. Die
hrer neuen
Teilnahme



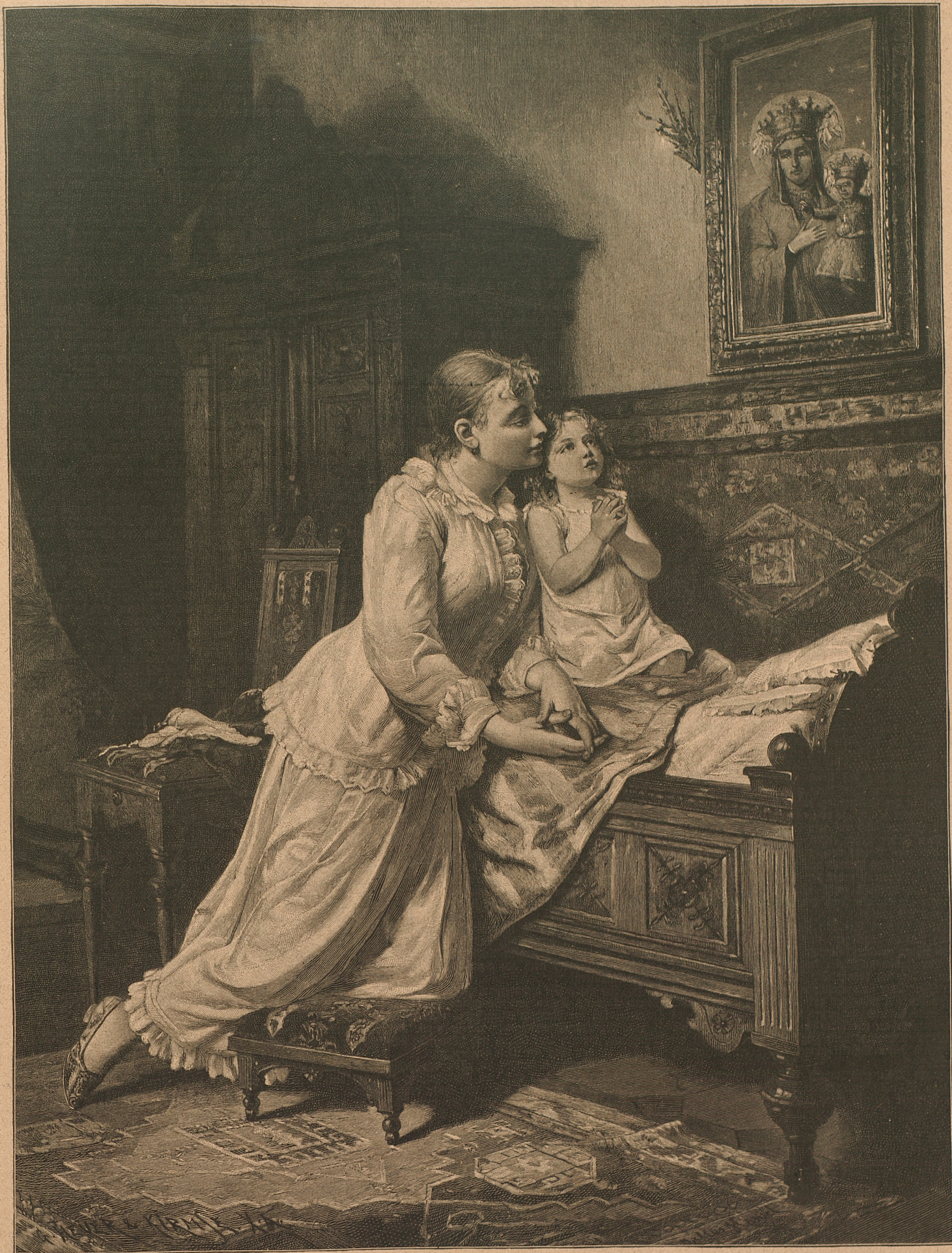
hatte das
mir schon
gemeinten

eben, mehr
sen Erfolg.
er darüber
inen Häus-
hilfslosigkeit,

das Wein
men!" sagte

und als es
yen wollte,
auch noch
ie Alte ein
Geld, Frau
ich da ist."
diese Weise
h und nach
truds Ver-

ab und zu
und schidte



Abendgebet. Gemälde von Jul. Hawel.

Photographieverlag von J. Böwy, Kunstverlag, Wien.

Nun war es wieder um die Weihnachtszeit, Gertruds Geschäft blühte wie noch nie. Die freundlich ernst blickende Frau mit dem frischen Teint, dem schlichten, eleganten Anzuge und dem feinen Benehmen war vom Morgen bis in die Nacht thätig, und wenn die letzte Kundin gegangen war, dann ordnete sie mit Ida und den zwei Gehilfinnen noch stundenlang alles wieder für den kommenden Tag. Die Thür stand nicht still, wiewohl es schon über acht Uhr war.

„D, Mama, ich bin so furchtbar müde, meine Beine wollen mich nicht mehr tragen!“ flüsterte Ida der Mutter in einem unbewachten Moment klagend zu.

„Halte aus, mein Herzenskind! Denke doch, welches Glück für uns die viele Arbeit ist!“ erwiderte diese leise und stichliebend mit der Hand über die blauen Wangen ihres Töchterchens. Ida war weit hübscher jetzt, als sie zu werden versprochen, aber lang und schlant und mager. Ihr wäre eine gute Pflege und Ruhe nötig genug gewesen, das sah Gertrud wohl und seufzte. Sie fühlte sich heute auch innerlich beunruhigt und aufgeregter, so gelassen sie sich zeigte; hatte sie die Selbstbeherrschung doch in schwerer Lebensschule gelernt.

Es war morgens ein fremder Mann zu ihr gekommen, der sich ihr als Kommissionär Meier aus hiesiger Stadt vorstellte und sie fragte, ob sie den Steinbruch verkaufen wolle? Was er bot, war ein Spottgeld nach der Summe bemessen, auf die Harald selbst seinen damaligen Ankauf geschätzt, aber es war doch ein erstes Gebot für das wertlose Objekt, welches sie im Laufe der Jahre fast vergessen. Es war wenig, was sie dafür haben sollte, aber mehr, als Gertrud der Frau Fliesner schuldete, und so hätte sie immerhin eine Summe übrig behalten, die sie in das Geschäft stecken konnte. Welche Lust! Jetzt half sie sich mit ihren allerdings langsam wachsenden Mitteln mühsam durch, mit jenem Uberschuß gewann sie freie Hand! Das ging ihr sehr im Kopfe herum. Wenn sie ein größeres Umlaufkapital hatte, konnte sie sich freier regen, und es war eine Erwerbzlust über sie gekommen, die sie stets vorwärts trieb. Sie wollte mit der Fliesner sprechen, dachte sie und konnte kaum den Abend erwarten, nachdem sie Herrn Meier für den anderen Tag wieder bestellt.

Inzwischen mußte sie der Tagesarbeit gerecht werden. „Sie ist doch eine reizende, bescheidene Frau!“ sagten die Damen von ihr. „Man braucht sich nie zu genieren, auch einmal nicht zu kaufen, wenn man das Rechte nicht gefunden, immer bleibt sie gleich freundlich.“

Am Abend hüllte sie sich in ihren Mantel und ließ sich von Gustav, der jetzt ein hübscher stattlicher Primaner war, zu Frau Fliesner begleiten.

Der arme Junge! Er mußte heute noch seinen Aufsatz machen und hatte nichts davon gesagt, um der Mama die Bitte nicht abzuschlagen; er blieb eben eine Stunde länger auf, bis in die Nacht hinein dauerte es ja doch. Natürlich war's mit dem Aufsatz die höchste Zeit, Gustav behauptete, nie besser zu arbeiten, als wenn's ihn auf dem Nagel brannte.

Gertrud schickte ihn sofort nach Haus; sie fürchtete sich ja nicht, allein zu gehen, hatte nur ihren lieben Jungen einmal in ruhigem Geplauder neben sich haben wollen. Zu Haus fanden beide dazu so selten Zeit.

„Gute Nacht also, unser liebes Mütterchen! Du bist trotz deiner weißen Haare eigentlich zu jung und hübsch, um allein zu gehen, du gleichst der Marie Antoinette!“ neckte er sie beim Abschied. Er „schwärmte“ für seine Stiefmutter und trug diese Verehrung auch gegen seine Schulkameraden um so offener zur Schau, als er es seiner Ausjage nach für Pflicht hielt, deren albernem, landläufigem Gerede über Stiefmütter entgegenzutreten.

Als Gertrud dann in Frau Fliesners Thür verschwunden war, steckte sich der Primaner behaglich eine Cigarre an und ging, seine Arbeit überdenkend, nach Haus.

Aber so recht wollten die Gedanken nicht still halten. Jedesmal, wenn Gustav das kleine Häuschen wieder sah, in dem sie nach des Vaters Tode diese erste, schrecklichste Zeit verlebte, die ihm in der Erinnerung daran und aus der Mutter Neben viel schwerer schien, als er sie damals empfunden, überließ ihn ein Schauer, und auf sein Herz fiel der Gedanke an die glänzenden Jahre seiner ersten Kindheit. Er mochte nie an dem Haupte seines Vaters vorübergehen; es war ihm bitter, einen Vergleich zwischen damals und jetzt zu ziehen.

Unterdes sah Gertrud neben der alten Fliesner, die völlig trüppelhaft, nun garnicht mehr gehen konnte. Die Magd hielt es sauber und die alte Frau her, im übrigen sah diese so mißlaunig aus wie nur je.

„Natürlich schlagen Sie den Steinbruch los! Der hat lange genug zinslos dagelegen, und wenn ich meine tausend Thaler von Ihnen wieder bekomme, kann ich sie auch gut brauchen. Der Kaufmann Meier will mir ein halbes Prozent mehr geben! Aber ich dränge Sie ja nicht, Frau Erdanger, das wissen Sie,“ seufzte sie gutmütiger hinzu.

Sie sprachen hin und her; auf Frau Fliesners Rat und Belehrung hatte Gertrud ihr neues Leben begründet und es ging ihr jeidem besser; wie sollte sie ihrer Klugheit also nicht jetzt vertrauen? Allerdings hatte Harald gesagt, wenn erst die Eisenbahn durch jenen Distrikt ginge, würde der Steinbruch sehr wertvoll.

„Ach, was! Seit zehn Jahren ist Ihr Mann tot, und die Eisenbahn ist nicht gebaut; die hat noch gute Wege,“ meinte die Fliesner aber in ihrer absprechenden Sicherheit.

Ein paar Tage gingen hin. Der „Kommissionär“, wie er sich nannte — er sei nicht der Käufer, sagte er — kam und ging. Von der Fliesner beeinflusst, hielt Gertrud ihre Forderung fest, wie sehr der Mann auch drohte, die Verhandlungen abzubrechen, wie sehr er auch den Wert des Steinbruchs gering schätzte; endlich aber gab er, als sie schon heimlich ganz erschrocken den Abbruch der Verhandlungen fürchtete, nach; er versicherte ärgerlich, ihm thue nur seine Zeit leid und er müsse überhaupt erst fragen, ob sein Auftraggeber wolle. Wenn er abends nicht wieder komme, stehe derselbe von dem Kaufe ab, er für seinen Teil möge aber nicht mehr um die kleine Differenz von 300 Thalern nergeln, seinetwegen möge sie ihren Willen haben.

Sie war klug genug, zu merken, daß sie gestieg hatte, und fühlte sich froh, wie lange nicht. Es war das letzte Stück von Haralds Habe, was sie da verkaufte; aber die Fliesner hatte sicher recht, sie bekam nie mehr dafür.

Der Tag ging ihr in glücklichen Plänen und vieler Ge-

schäftsruhe hin; der Abend kam, aber nicht der Kommissionär. Sie hatte ihn so fest erwartet! Nun war sie unendlich traurig. Ganz spät endlich erschien er doch noch.

Nein, hundert Thaler wenigstens müsse sie ablassen, mehr solle er unter keinen Umständen geben.

Hundert Thaler! Es war für Gertrud viel Geld! Sie schwankte.

Da klopfte es. Eine der Gehilfinnen war es, welche meldete: draußen stände ein Dienstmädchen, welches sehr dringend Frau Erdanger zu sprechen verlange.

Sie ließ den Mann warten und ging in den Laden, in der Meinung, eine Dame schicke das Mädchen um Ware.

Dieses sah aufgeregt und ängstlich aus.

„Frau Erdanger, es ist wegen des Steinbruchs! Verkaufen Sie ja nicht, Sie werden betrogen!“ flüsterte es ihr mit steigendem Atem zu.

Im höchsten Grade erstaunt sah sie das Mädchen an.

„Ich bin beim Kommissionär Meier im Dienst,“ flüsterte dieses wieder.

„Er ist hier — drinnen!“ sagte Gertrud, immer betroffener.

Töblich erschrocken fuhr das Mädchen zusammen.

„Herr Gott, Frau Erdanger,“ umklammerte es ihre Hand, „verraten Sie mich nicht! Meine Schwester hat bei Ihnen gebietet, damals als noch der Herr Baumeister lebte, und hatte Sie alle so lieb — sie ist jetzt tot — aber — ach, bitte, bitte, sagen Sie es nicht wieder.“

„Treten Sie hier herein!“ Damit zog Gertrud das zitternde Mädchen aus dem Laden in die jetzt leere Arbeitsstube.

„So, hier sieht Ihr Herr Sie nicht! Und nun sagen Sie mir, wer will mich betrügen?“

„Ach Gott, wollen Sie's auch nicht wiederfragen? Meine Schwester weinte sich fast die Augen aus, als es Ihnen so schlecht ging, noch auf ihrem Totenbette! Karoline Neubert, wissen Sie!“ Gertrud erinnerte sich, diese Karoline war ein hübsches gutes Mädchen gewesen, heiratete von ihr weg. „Ja, ja! So war es!“ nickte das Mädchen.

„Nun, so sagen Sie rasch, wie kommen Sie dazu, daß Sie mich vor einem Betrug warnen?“

„Ich habe gelauscht, Frau Erdanger! Alle diese Tage her sprachen Herr und Frau Meier von Ihnen und dem Steinbruch und der Eisenbahn.“

„Eisenbahn?“ Gertrud horchte hoch auf.

„Ja,“ nickte das Mädchen, „und daß der Herr ein Geschäft mache, wie noch nie, wenn er den Steinbruch kauft. Und wenn ich das Essen auf- und abtrug, hörte ich immer Ihren Namen, und gestern war die Madam in der Küche, und da kam der Herr und sagte: „Sie hält die Ohren feif, unter zehn Weibern ist nicht eine so! Ich muß ihr die dreihundert Thaler geben, sonst zieht sie sich noch zurück.““

„So gieb sie!“ sagte die Madam da, „und du bist doch, der zuletzt lacht!“

„Ich konnte gestern nicht abkommen, heute sagte ich, ich müßte durchaus zum Schuster, und so ließ die Madam mich gehen. Ich dachte, Sie wären immer so gut mit meiner Schwester gewesen, um Karolinens willen wollte ich Sie warnen.“

„O Gott, wie danke ich Ihnen!“ rief Gertrud. „Ich wollte in dieser Minute den Kauf abschließen.“

Sie bot dem Mädchen kein Geld, es widerstrebte ihr, den Berrat zu bezahlen, gleichwohl war sie demselben unendlich dankbar. Dieses dachte auch gar nicht an eine Belohnung. „Lassen Sie sich nur um Gotteswillen nichts merken!“ flehte es. „Ich gehe zwar Weihnachten ab, aber die Hölle hab' ich, wenn sie's merken. Es sind schlechte Menschen, Betrüger!“

Gertrud brachte sie selbst bis vor die Thür.

Dann ging sie wieder zu Herrn Meier hinein und erklärte ihm, sie habe sich bedacht, wolle überhaupt erst einen Sachverständigen zu Rate ziehen und einstweilen ganz von dem Verkauf absehen.

Hätte es für sie noch einer weiteren Warnung bedurft, so war dies der Wutblitz, der aus des Mannes Augen brach, seine giftige Miene und sein hämliches Lachen.

Als er aber sah, daß sie plötzlich fest entschlossen war, machte er seiner Galle Luft und begann in brutaler Weise über die „Weißleute“ loszuziehen, welche mit ihren Launen einen Geschäftsmann um Zeit und Geld brächten. Er schlug mit der Faust auf den Tisch, sich mehr und mehr in Wut redend.

Vergeblich suchte sie ihn zum Gehen zu bestimmen.

Er sah ihre Nervosität, das Zurückbeben der vornehmen Natur vor jedem gemeinen Ausbruch, und jetzt hoffte er wie ein Verzweifelter noch auf einen letzten Coup, er dachte sie einzuschüchtern.

„Ich mache Sie aufmerksam, Herr Meier, daß ich ein derartiges lautes Toben und Schimpfen nicht dulde!“ sagte sie zuletzt, sich zur Notwehr aufräufend. „Ich werde Sie wegen Hausfriedensbruch verklagen!“ rief sie dann, als er gar nicht aufhörte, sondern laut tobend und schimpfend sich dicht vor sie stellte, ihr den Weg zur Thür versperrend.

Bläß vor Angst standen die zitternden Gehilfinnen. Ida weinte tramschaft und bat, um Gotteswillen, er möge doch nicht so schreien, was die Leute von ihnen denken sollten.

„Mein Recht will ich,“ schrie der rohe Mensch im brutalen Ton. „Mein Recht! Ich habe den Steinbruch gekauft, alles ist klipp und klar! Ich lasse mich nicht zum Narren haben.“

Da ging die Hausthür. Ein Herr im Pelz trat ein, stand einen Moment dort still und trat dann ohne weiteres zu den geängsteten Frauen, die hochaufatmend sich schon durch sein Erscheinen sicherer fühlten.

„Frau Gertrud Erdanger zu Haus? Man wies mich hierher!“ sagte er mit klingender Stimme.

Aber das Wort blieb ihm im Munde stecken, er starrte die weißhaarige Frau an, die ihm mit plötzlich sich verändernden Mienen, weit sich öffnenden Augen entgegentrat. Er hielt den Hut in der Hand; das scharfe Züge tragende hagere Gesicht zur Hälfte von einem braunen Barke bedeckt, die kahle Stirn, die blendend weiß von den gebräunten Wangen abstach — sie kannte diesen Mann nicht und kannte ihn doch!

Aber das war ja nicht möglich!

„Dittfried? Dittfried?“ schrie sie auf, und er sah mit starrem, unfähig schredensvollem Blick auf ihr Haar: „Gertrud? Meine Schwester Gertrud?“ Er konnte es nicht fassen, es er-

schütterte ihm die Seele, daß er gar kein Wort mehr finden konnte für das, was in ihm vorging.

So hielten sie sich bei den Händen und sahen sich an, als suchten sie nach der vergangenen Zeit in des andern Augen. Plötzlich lagen sie einander in den Armen.

„So? So finde ich meine Gertrud, meines armen Haralds holbes Trudchen wieder? Weiß geworden? Weiß in Kummer und Not und ich war nicht da — ich, der dich hätte schützen sollen? O, Gertrud! Gertrud! Und ihn finde ich nimmer, ihn haben wir verloren! Und ich mußte das erst vor einem Monat erfahren! Drüben — drüben in La Pazda traf ich meinen Schulfreund Rot — und der —“

Gertrud weinte bitterlich. Sie lag an Dittfrieds Brust mit einem Gefühl, als ob sie nun endlich, endlich wieder Schutz und einen Helfer gefunden.

Es dauerte eine ganze Weile, bis die tiefe Erschütterung beider sich einigermaßen beruhigte.

Als man sich nach Herrn Meier umsah, war er verschwunden, kaum dachten sie jetzt weiter an ihn.

Daß Ida, die in der Erregung mit dunkelglühenden Wangen sehr hübsch aussah, jenes kleine, hagere, häßliche Kind sein sollte, das er verlassen, wollte Dittfried gar nicht glauben, als aber Gustav erschien, strahlend vor Entzücken über des totgeglaubten Onkels Heimkehr, als dann die beiden Kleinen, die nun auch schon ganz leidlich große Mädels geworden waren, geweckt und aus den Betten geholt wurden — Ida hätte sich sonst die ganze Nacht nicht beruhigt — da wurde Dittfried immer stummer und bewegter.

„Und diese vier Kinder hast du nach dem Tode Haralds aus eigener Kraft ernährt und erzogen, Gertrud? Du, das süße, leichtlebige junge Geschöpf, das vom Leben nichts wußte?“

Er war wie außer sich vor Staunen und Verehrung.

„Kinder, Kinder! Wir mühten alle vor ihr Knie!“ rief er.

„Unsere Mutter, unsere liebe Mutter!“ streichelten und liebten sie Gertrud, die blaß und durch die Erschütterung und die Erinnerungen heute ganz verhärtet aussehend im Wehnhilf sah, den Kopf auf die Lehne gestützt, mit feuchten Augen und gefalteten Händen.

„Gott und gute Menschen haben geholfen!“ sagte sie leise.

Und dann sah Dittfried sich um in der einzigen, überaus einfach möblierten Stube, die sie hatten.

Wie hell und glänzend trat ihm die Erinnerung an Haralds Haus vor die Augen.

„Nun, meine Schwester Gertrud, deine Not, deine Sorgen sind zu Ende! Ich habe zum Leben für uns alle genug, und ich kann jetzt auch, Gott sei Dank, arbeiten!“ sagte er.

„Warum aber warst du tot für uns? So lange! O, so lange!“ riefen die Kinder.

„Weil es mir schlecht ging, jahrelang! Dann quälte ich mich durch; ich lernte in den peruanischen Minen mehr, als ich je in der Schule gelernt; dort gewann ich mir einiges Geld, kaufte mir selbst eine Mine tief im Innern von Südamerika, hoch in den Anden gelegen, und da habe ich gearbeitet, bis mich vor kurzem ein Schuft um alles betrügen wollte. Ich setzte ihm nach, erreichte ihn und nahm ihm seine Beute ab, aber das ging nicht so glatt, er stach mir sein Messer in die Seite, und so brachten mich meine Begleiter in das Hospital, wo ich Rot als Arzt fand. Nicht eine Minute habe ich an die Möglichkeit gedacht, Harald oder du könntest sterben, Gertrud, stelle dir vor, was ich empfand! Und Rot mußte von deinem Verbleiben nichts, nur, daß Meinhard seinen Freund Harald um alles betrogen und in den Tod gejagt. So reiste ich hierher; im Hotel gab mir der Wirt Auskunft, die dürftigste, aber ich hatte nun deine Adresse!“

Wie ein Lauffeuer ging's durch die Stadt, daß Dittfried Erdanger wieder da sei, ein reicher Mann. Das Gerücht sprach von Millionen und Grundbesitz von der Größe eines Königreichs. Dittfried lachte dazu. Er hatte fürerst nur Zeit für die Seinen.

In seiner Stellung zu Gertrud rührte er niemals an jene Leidenschaft, die ihn in die Fremde geführt. Die weißhaarige Frau, die so heldenmütig für ihre Kinder gearbeitet, war eine so ganz andere, als jene Gertrud, die seine erste Jugendliebe gewesen, daß er kaum daran dachte, sie sei jene selbst.

Ihr war dies eine große Erleichterung.

Aber schwer drückte es sie gleich vom ersten Abend an, daß sie von seinem Gelde mit ihren Kindern leben sollte, wo sie doch instande war, dieselben zu erhalten. Alles in ihr widerstrebte jetzt aufs lebhafteste den Plänen Dittfrieds, die er doch für so durchaus natürlich hielt.

Dittfried kaufte, ohne sie viel zu fragen, ein Haus, da hinein sollte sie ziehen; das Geschäft sollte sie aufgeben, Ida und sie und die Kinder sollten wieder leben, wie es ihnen als „Damen“ zutraf. Gustav mußte zur Universität und später die Minen in Bolivia übernehmen. Der Onkel Dittfried dachte an alles und hatte in den ersten drei Tagen alles ins Werk gerichtet: Gertrud ging umher, wie vor den Kopf geschlagen, sie hatte nicht den Mut, ihrem Schwager zu widersprechen.

Und dazu hatte ihr die Fliesner ärgerlich gedroht: „Ich will nie wieder mit Ihnen zu thun haben, wenn sie jetzt nicht still halten bei dem Glücksregen. Alles thun Sie, wie's Ihr Schwager haben will, und sind keine Thörin!“

Ach, aber ihr Herz war doch thöricht und voll Widerstrebens.

Da las sie in der Zeitung, daß eine neue Eisenbahnroute konzeffioniert sei. Sie jubelte laut auf. Das war ja die, welche schon Harald geplant!

So energisch wie Dittfried in allem Thun war, sagte er auch diese Neuigkeit auf; nach den ersten Erkundigungen schon fand er sich gezwungen, an Ort und Stelle zu reisen, und dann kam er nicht wieder, wie er gewollt, sondern blieb eine, zwei, drei Wochen dort und endlich — sie wußte längst, daß der Steinbruch sie wieder zu einer wohlhabenden Frau machte — endlich kam von Dittfried ein Brief: er hatte sich verlobt.

Die Tochter des Landpastors, in dessen Gemeinde der Steinbruch lag, war seine holbe, heißgeliebte Braut; die Liebe hatte den reifen Mann mit einer Gewalt ergriffen, die ihn selbst erschreckte und alle seine Pläne umwarf.

Gertrud, für ihn voll Freude, dankte Gott mehr als je,

daß sie sich in ihrem Innern nicht hatte verleiten lassen, sich der eigenen Kraft und der Selbsthilfe zu begeben.

Mit warmer Herzlichkeit konnte sie des Schwagers junge Frau ein Vierteljahr später begrüßen und sie in das Haus führen, das Otfried mit ganz anderen Absichten gekauft.

Er wollte zwar zunächst nichts wissen von Gertruds Weigerung, seine Hilfe anzunehmen, sie hat ihn aber zu überzeugen gewußt, daß sie das Rechte erkannt.

Ein kleines bescheidenes Häuschen vor dem Thore, mit einer Veranda und einem Garten, voll von Blumen, Obst und Gemüse, ist der Witwe und ihrer Kinder Heim jetzt, gekauft von einem Teil des Ertrages des Steinbruchs.

Sie selbst ist jetzt eine liebevoll blickende ernste Greisin, und Kind und Kindeskind, Otfried und die Seinen, alle nennen sie in zärtlicher Liebe und Verehrung: „Unsere Mutter.“

Ärztliche Plaudereien.

Von Dr. med. G. Sandern.

Nachdruck verboten.

Schule und Haus.

Herr Doktor, würden Sie die Güte haben, sich Frida einmal anzusehen. Es kommt mir vor, als wenn ihre Haltung eine sehr schlechte wäre.

In der That, sie läßt die linke Schulter etwas hängen und geht viel zu sehr nach vorn übergebengt. Doch noch viel deutlicher wird dies, wenn wir uns das Rückgrat entblößt ansehen; es ist wirklich eine leichte Krümmung desselben nach rechts vorhanden.

Ist das schlimm, Herr Doktor?

Glücklicherweise noch nicht. Denn wenn auch eine Anlage zur Seitwärtskrümmung der Wirbelsäule vorliegt, so gleicht sie sich bei entsprechender aufrechter Körperhaltung noch vollkommen aus. Es ist nur ein gutes Korsett nötig, welches das Kind in der geraden Haltung unterstützt.

Aber wie ist denn das gekommen?

Es ist eine Schulkrantheit, gnädige Frau, die bei der heutigen Jugend ungemein häufig ist. Ihre Ursache liegt an der fehlerhaften Haltung der Kinder beim Schreiben. Nimm mal Feder und Papier, Frida, und setze dich zum Schreiben hin. Sie sehen, gnädige Frau, wie sie dabei die rechte Schulter und den rechten Oberarm erhebt, den auf dem Tische ruhenden Vorderarm weit vorschleibt, dagegen die linke Schulter senkt! Den Kopf neigt sie ganz zur linken Seite! Hierbei wird natürlich die Wirbelsäule um ihre Achse nach rechts gedreht und nach rechts konvex ausgebeugt, so daß die Muskeln der rechten Seite übermäßig angestrengt werden, die der linken Seite dagegen erschlaffen. Eine derartige Haltung, wenn sie gewohnheitsmäßig einwirkt, muß allmählich zur Seitwärtskrümmung der Wirbelsäule führen. Besonders bei Kindern, deren Muskulatur nur schwach entwickelt ist, die blutarm und schwächlich sind, und endlich bei solchen, die ohnehin schon zu Verkrümmungen der Wirbelsäule neigen, wird sich die schädliche Wirkung geltend machen.

Das ist aber nicht die einzige Schädigung, die eine fehlerhafte Körperhaltung mit sich bringt. Denken Sie, daß hierbei meist das kleine Kindergehirn in erhöhter Thätigkeit sich befindet, die Atmung dabei angehalten ist, häufig sogar der noch nicht sehr widerstandsfähige Brustkorb an die Tischplatte gedrückt wird, und Sie werden einsehen, welche Folgen das nach sich zieht: Konjestionen, Kopfschmerzen, Nasenbluten, schlechte Entwicklung der Lunge u. s. w. Und da der Kopf bei der beschriebenen Körperhaltung meist nur wenige Zoll von der Schrift entfernt ist, die Nase beinahe auf dem Heft liegt, die Augen nach rechts rollen, so müssen auch die Augenmuskeln stärker angeanstrengt werden. Dadurch aber wird der hintere Abschnitt des Augapfels besonders bei dazu veranlagten Kindern gedehnt, die Augenachse verlängert, so daß die Lichtstrahlen, die sich auf der Netzhaut vereinigen sollen, schon vor derselben zusammen treffen, das Auge wird kurzichtig!

Ja, aber was ist denn dagegen zu thun?

Das ist ein langes Kapitel, meine Gnädigste. Im Vordergrund der Diskussion stand und steht noch heute die Frage der Schulhygiene. Gute Luft, gutes Licht, zweckmäßige Schulbänke, mögliche Entlastung der Schulkinder sind Forderungen, denen die Schule heutzutage nach Möglichkeit nachkommt. Aber die Schule allein kann nicht alles leisten; in einer großen Klasse kann der Lehrer nicht jedem Kinde die Aufmerksamkeit schenken, die vielleicht nötig wäre. Vor allem muß auch zu Hause dafür gesorgt werden, daß das Kind ordentlich sitzen lernt. Wo macht Frida ihre Schularbeiten?

Hier am Tisch.

Nun, sehen Sie, dieser runde Tisch ist keineswegs dazu geeignet. Das Kind muß einen geeigneten Arbeitstisch mit dazu passendem Stuhl haben. Dieser muß gerade so hoch sein, daß sie mit den Füßen aufstehen kann. Die Tischplatte muß sich in einer senkrechten Entfernung vom Stuhl befinden, die etwa ein Achtel der Körperlänge beträgt, so daß sie die Ellenbogen gerade auflegt, ohne die Schulter zu heben. Endlich muß die vordere Tischkante mit dem Stuhlrande abschneiden, so daß der Körper nicht vornüber geneigt wird. Damit das Auge weniger angestrengt wird, muß die Tischplatte geneigt sein. Sie müssen ferner darauf achten, daß das Kind nur bei guter Beleuchtung, vornehmlich bei Tageslicht, arbeitet, und zwar kommt das Licht am besten von links, damit der Schatten der Hand nicht auf die Schrift fällt.

Vor allem aber ist es wichtig, daß Frida selbst zunächst ordentlich geübt wird. Sie ist blaß und schwächlich und muß deshalb möglichst viel an die frische Luft! Lassen Sie sie draußen tüchtig sich tummeln, ballspielen, schlittdschuhlaufen, turnen, schwimmen, damit ihre Muskeln ordentlich entwickelt werden. Auch bei schlechtem Wetter darf Frida diese Übungen nicht vernachlässigen. So können Sie im Zimmer zwei hängende Ringe anmachen lassen, an denen sie gymnastische Übungen machen kann.

„Ja, aber wann soll das Kind denn dazu kommen? Sie hat fünf Schulstunden und muß etwa zwei oder drei Stunden auf die Anfertigung ihrer Arbeiten verwenden.“

„Ich gebe zu, daß das viel ist; nichtsdestoweniger darf über der Ausbildung des Geistes die des Körpers nicht vernachlässigt werden! Die von der Schule angelegten Turnstunden — ihr habt zwei wöchentlich, Frida; nicht wahr? — sind entschieden nicht genügend! Sie müssen darauf achten, daß der Arbeit die Ruhe folgt, die geistige Anstrengung mit der des Körpers abwechselt. Und kräftige Ernährung muß mit der Übung des Körpers Hand in Hand gehen, damit auch die Blutmischung eine bessere wird. Sie werden sehen, in kurzer Zeit wird sie bei Befolgung dieser Maßregeln besser aussehen und auch ohne Geradhalter eine bessere, straffere Haltung haben.“

Unsere Gemüse.

Nachdruck verboten.

III. Der Kohl.

Was für Kohl giebt es auf der Welt, nicht im uneigentlichen, sondern im eigentlichen Sinne! Groß ist die Menge der Kohlarten, die in unseren Gärten gebaut werden und, diesen entsprechend, die Zahl der Namen, mit denen man sie bezeichnet. Der Kohl ist in seinen verschiedenen Arten unser Hauptgemüse, daher wird auch Gemüse überhaupt in unserer Sprache als Kohl bezeichnet. Ein Kohlgarten ist so viel wie ein Gemüsegarten, und von einem Mann, der sich auf sein Gütchen zurückgezogen hat, sagt man, daß er in Frieden seinen Kohl baut. Wie aber Kohl so viel heißt wie Gemüse im allgemeinen, so wird umgekehrt der allgemeine Ausdruck Kraut, was ja allbekannt ist, für Kohl im besondern gebraucht.

Der Kohl gehört zu unseren anziehendsten Pflanzen, und einigen Kohlarten ist auch äußerliche Schönheit entschieden nicht abzusprechen. Nicht gerade schön kann man wohl unsere Kopfkohlarten finden, aber sehr merkwürdige Bildungen sind sie doch. Wenn wir noch von ihnen nichts wüßten, und so ein riesiger Weiß- oder Rotkohlkopf würde uns aus einem fremden Lande gebracht, alle Welt wäre voll Staunens darüber und hielte ihn für ein außerordentliches Naturwunder. Und erscheint nicht ebenso wunderbar der Blumenkohl, bei dem der ganze Blütenstand in eine weiße käseartige Masse verwandelt ist? Es ist eigentlich eine Mißbildung, denn diese weiße Masse besteht im wesentlichen aus degenerierten Blüten, aber solcher Mißbildung verbannt wir eine sehr beliebte Speise. Auch wird jeder zugeben, daß dieses schneeweiße Gebilde, von dem schöngefärbten Laube umgeben, dem Auge einen angenehmen Anblick darbietet. Von besonderer Schönheit aber sind Grün- und Braunkohl, deren Pflanzen, wenn sie hoch emporgewachsen und der unteren Blätter beraubt sind, kleinen Palmen sehr ähnlich sehen. Eine Spielart des Grünkohls mit weißgefleckten Blättern war vor einigen Jahren in Berlin auf einer Gartenbau-Ausstellung als Zierpflanze zur Schau gestellt und erregte allgemeine Bewunderung. Nichts aber sieht reizender aus, als so ein geäußertes Kohlblatt, wenn es mit Tauperlen bedeckt ist.

Ich glaube auch, daß viele Leute noch nie blühenden Kohl gesehen haben und daß sie nicht zu sagen wüßten, was das wäre, wenn man ihnen eine Kohlblüte vorhielte. In der That kommt ja blühender Kohl nicht auf unsere Märkte, und bei dem Blumenkohl, der nach den Blumen benannt ist, sind die Blüthen verkrüppelt und unentwickelt. Der Kohl gehört, wie viele unserer anderen Gemüse, zu den Pflanzen von zweijähriger Dauer, die im zweiten Jahre erst Blüten treiben. In unsere Rüche und auf unseren Tisch aber kommen nur die einjährigen Kohlpflanzen. Auswachsen und abblühen läßt man sie in unseren Gemüsegärten nur zum Zweck der Samengewinnung. Die kleinen, runden, schwarzbraunen Samen sind bekannt als die Blüten der Pflanze, weil sie vielfach als Vogelfutter verwendet werden. Die Blüten der Kohlpflanze sind citronengelb, im Verblühen weiß werdend, und stehen in Trauben beisammen. Sie sind ähnlich den Blüten des Fenchels, des bekannten Unkrautes der Felder, sowie denen des Rapses, die im Frühjahr unsere Fluren mit Streifen von glänzendem Gelb überziehen. Sie haben vier Blumenblätter, die ein Kreuz bilden, nach welchem die natürliche Familie der Kreuzblütler oder Kreuziferen ihren Namen erhalten hat. Zu derselben Familie gehören außer dem Kohl viele andere Küchengewächse und Nutzpflanzen, wie der Senf, die Garten- und Brunnenkresse, das Böffelkraut, der Meerrettich, der Rettich und das Radieschen, und auch manche Zierpflanzen unserer Gärten, von denen die bekanntesten und schönsten der Goldlack, der früher Gelbveiglein genannt war, und die Levkoje sind.

Unsere sämtlichen Kohlarten leiten ihren Ursprung her von einer Pflanze, welche heimisch ist in Europa und von den Botanikern Brassica oleracea genannt wird. Diese Pflanze, der wilde Kohl, wird auch heute noch gefunden an den Meeresküsten des westlichen und südlichen Europas, Dänemarks und Britanniens, auf Felsen und am Strande. In Deutschland kommt sie, wie schon in der Einleitung zu diesen Aufsätzen erwähnt wird, allein auf der Insel Helgoland vor. Daß aber aus dem wilden Kohl nicht bei uns, sondern im Süden der angebaute entspringen ist, das bezeugt der deutsche Name des Gewächses, der entstanden ist aus dem lateinischen Wort caulis: der Stengel. Damit wurde von den Römern schon der Kohlstengel, im besondern aber der Kohl bezeichnet. Es deutet aber diese Benennung auf solche Kohlarten hin, die nicht kopfförmig wachsen, sondern einen ordentlichen Stengel bilden, wie der Grünkohl z. B. Daneben müssen aber unsere alten deutschen Vorfahren am Rhein oder wo sie sonst in römischen Niederlassungen die Gemüsegärtnerei erlernten, auch schon Kopfkohl gesehen und denselben mit dem lateinischen Wort für Kopf „caput“ bezeichnen gehört haben. Es liegt ja auch so nahe, derartige Pflanzenbildungen Köpfe zu nennen. Aus dem lateinischen caput sind dann in Deutschen Rabiß, Rappes, Rabbus und ähnliche Benennungen des Kopfkohls geworden.

Eine alte lateinische Bezeichnung des Kohls ist auch das schon erwähnte Wort brassica. Diesen Namen hat Linné dem Pflanzengeschlecht gegeben, dem der Kohl als eine von mehreren Arten angehört. Eine weitere Benennung des Kohls bei römischen Schriftstellern ist crambe, ein Wort, das der griechischen Sprache entnommen ist. Crambe repetita ist ein sprich-

wörtlicher Ausdruck, der das bezeichnet, was wir „aufgewärmten Kohl“ nennen. Daß das Abfällige dieses Ausdrucks beim Kohl nicht durchaus zutrifft, weiß jede Hausfrau. Es giebt Kohlarten, die durch das Aufwärmen entschieden an Wohlgeschmack gewinnen.

Seit zweitausend Jahren ungefähr mag der Kohl in Südeuropa kultiviert werden, und im Laufe der Zeit ist die Zahl der angebauten Arten immer größer geworden. Theophrast unterschied drei, Plinius sechs Kohlarten. Tournefort kannte zwanzig, de Candolle schon mehr als dreißig. Auf den Ursprung aus dem Süden deuten auch die Namen verschiedener Arten hin. Der Savoyerkohl hat den Namen nach seiner Heimat, und Wirsing, wie derselbe sonst auch genannt wird, ist nach Victor Hehn auf ein oberitalienisches verza, d. h. grüner Kohl, zurückzuführen. Südlicher Herkunft ist auch das so eigentümlich klingende Wort Kohlrabi. Es ist gebildet aus caulis, der Kohl, und rapa, die Rübe, woraus die Italiener caulorapa gemacht haben; daraus wieder ist unser Kohlrabi entstanden. Die genaue Uebersetzung wäre „Kohlrübe“, mit diesem Namen aber bezeichnen wir etwas anderes. Der Kohlrabi ist nichts weiter als eine Spielart unseres gemeinen Kohls, obwohl das Eßbare an ihm nicht das Laub ist, oder doch nicht hauptsächlich dieses, sondern ein knollenartiges Gebilde, das indessen kein Wurzelknollen ist, sondern eine Verdickung des Stengels über der Erde.

Im allgemeinen teilt man die Kohlarten in solche ein, die keinen Kopf bilden und in kopfförmig wachsende. Zu den ersteren gehören der Blattkohl und der Grün- und Braunkohl, bei denen wieder eine Reihe von Varietäten unterschieden werden.

Kopfkohlarten sind der Wirsing, der Rotkohl und der Weißkohl oder das eigentliche Kraut, das zumal in der Gestalt von Sauerkraut eine große nationalökonomische Rolle spielt. Sauerkraut und Wurst galten in früherer Zeit bei den Fremden als deutsches Nationalgericht, indessen haben sich die Franzosen längst mit der „choucroute“, in der das deutsche Wort „Kraut“ steckt, befreundet und Geschmack daran gefunden. Der Gourmand läßt sich den Sauerkohl in Champagner kochen und mit Austern belegen, er ist aber auch auf billigere Art zubereitet kein schlechtes Essen und fügt sich gut dem Erbsenbrot an, mit dem zusammen er in Gesellschaft von Pöstfleisch das berühmte Berliner Donnerstagsgericht bildet.

Etwas sprachlich Interessantes sei hier noch bemerkt. Der Sauerkohl geht in alter Zeit unter dem lateinischen Namen compositum, der überhaupt etwas Eingemachtes bezeichnet. Aus diesem „compositum“ sind Kompott, Kumpott und Kumpst entstanden, wie das Kraut in verschiedenen Landschaften genannt wird. Aus demselben „compositum“ entsprang aber auch das Wort Kompott, also kann man mit Recht behaupten, daß Sauerkraut auch Kompott sei.

Eine Varietät des Wirsingkohls ist es, die den Rosenkohl liefert. Derselbe besteht aus den kleinen Blattrosetten, die an der Mutterpflanze sich in den Blattwinkeln entwickeln und, wenn man sie auswachsen läßt, die Blütenstengel des folgenden Jahres hervorbringen. Mit Recht gilt der Rosenkohl für ein sehr feines und schmackhaftes Gemüse, und derjenige, den wir aus Brüssel erhalten, erregt sich eines besonders guten Rufes.

Eine eigentümliche Stellung nimmt unter den Kohlarten der Blumenkohl ein. Er erinnert an die Kopfkohle, der Kopf aber wird bei ihm nicht durch die grünen Blätter gebildet, sondern durch den fleischig gewordenen Blütenstand. Der Blumenkohl gilt für den Edelmann unter den Kohlarten, er wird für das zarteste und feinste Kohlgemüse gehalten, wenn auch einige sagen, er habe überhaupt keinen eigenen Geschmack, darum müsse er mit geriebener Muskatnuß bestreut werden oder eine schmackhafte Sauce erhalten. Darauf will ich nicht weiter mit einlassen, sondern nur noch etwas von der Geschichte des Blumenkohls sagen. In Deutschland wird er erst kultiviert seit etwa zweihundert Jahren. Von Genua, wohin er gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts von der Insel Cypern gekommen sein soll, verbreitete er sich über das Festland, zunächst über Holland und Frankreich. Eine Zeitlang stand der Blumenkohl von England in sehr hohem Ansehen, jetzt aber möchte bei uns wohl der Erfurter, der in vorzüglicher Größe, Weiße und Festigkeit auf den Markt kommt, über alle fremdländischen Sorten den Sieg errungen haben. Uebrigens ist der Blumenkohl für den Gärtner ein schwieriges Kraut. Er verlangt die größte Sorgfalt, und der beste Boden ist ihm eben gut genug. Samen von ihm zu ernten ist auch nicht leicht, da von dem ganzen Kopf nur sehr wenige Blütenstiele sich zu entwickeln pflegen. Es steht daher guter Blumenkohlsamen hoch im Preise.

Broccoli oder Spargelkohl ist nur eine italienische Art des gemeinen Blumenkohls. Bei dieser sind die fleischig gewordenen Blütenstiele länger als bei unserer gewöhnlichen Art, der Blütenkopf ist in der Mitte erhöht und auf seiner Oberfläche gewöhnlich rot oder violett gefärbt.

Mit unserem Kohl verwandt, aber einem anderen Geschlecht der Kreuzblütler angehörig, ist der Meerkohl, der bei Botanikern crambe maritima heißt. Heimisch ist er bei uns an den Küsten der Nord- und Ostsee, ich selbst habe ihn auf den Dünen unweit Warnemünde gefunden. Es ist eine ansehnliche Pflanze mit großen, feegrünen, bereiften Blättern und weißen Blüten. Bei uns hat sie bis jetzt wenig Beachtung gefunden, in England aber wird sie längst als Gemüse angebaut und ihres Wohlgeschmacks wegen hochgeschätzt. Es wäre wünschenswert, daß bei uns mehr Versuche mit dem Meerkohl angestellt würden, damit, wenn man sich nicht auf die Engländer verlassen will, einmal festgestellt werde, ob er gut schmeckt oder nicht.

Ob Kohl überhaupt ein empfehlenswertes Essen sei, darüber lauten seit alter Zeit die Urteile verschieden. Ein alter Gelehrter sagt von ihm: „Kohl giebt wenig und nicht gute Nahrung und ist den Augen schädlich.“ Dagegen ist der alte Hieronymus voll des Lobes, da er auf den Kohl zu sprechen kommt. Den Blattkohl rühmt er gleichermaßen wie den Kopfkohl und hebt noch besonders den Verzi, das heißt Wirsing, hervor. Kohl sei nicht nur eine gute und wohl-schmeckende Speise, deren besonders die Armen froh sein könnten, sondern auch sehr gesund und eine wahre Arznei. Sechshundert Jahre hätten die alten Römer sich ohne Ärzte beholfen und alle Krankheiten mit Kohl geheilt. So der alte Bod, seit seiner Zeit aber hat die Kultur dieses Gemüses große Fortschritte gemacht, und es giebt jetzt so viele Arten von Kohl, die in ihren Eigenschaften so sehr voneinander sich unterscheiden, daß am Ende jeder eine Art findet, die ihm zuzugut und zugleich auch bekommenlich ist.

J. Trojan.

Aus dem Frauenleben.

Das Frauenstudium in Preußen. Das preussische Abgeordnetenhaus hat in seiner Sitzung vom 30. März unter Zustimmung des Regierungsvertreters, Geheimrat Schneider, die Eingabe einer Anzahl von Frauenvereinen behufs Zulassung der Frauen zur Ablegung der Reifeprüfung am Gymnasium und zum medizinischen Studium mit großer Mehrheit der Regierung zur Erwägung überwiesen und damit einen bedeutenden Schritt in der Richtung einer geistlichen Entwicklung der Frauenfrage gethan. Es wird sich nun, da Regierung und Parlament hauptsächlich aus Mangel an Mitteln der Errichtung von Mädchen-Gymnasien vorläufig noch abhalten gegenüberstehen, zunächst darum handeln, daß den Frauen auch Gelegenheit gegeben wird, diejenige Vorbildung im Lande zu erwerben, welche zur Ablegung der Reifeprüfung erforderlich ist. Wie zweifeln nicht, daß die Privatthätigkeit mit bewährter Opferwilligkeit hier rasch und gern schaffen wird, was von Staatswegen zur Zeit noch nicht möglich ist. Sind ja doch auch viele Knaben-Gymnasien und selbst manche Universitäten von Privatleuten reich dotiert oder gar erst durch diese Privatleistungen ins Leben gerufen worden! Es giebt gewiß reiche Leute genug, die für einen so eminent gemeinnützigen Zweck, wie es die Errichtung einer höheren Unterrichtsanstalt für Mädchen ist, bereitwillig Geld hergeben, und es bedarf wohl nur eines einzigen Beispiels, um hier Nachahmung zu erwecken. Ob dann die männlichen und weiblichen Studierenden nebeneinander in den Universitätsräumen sitzen (wie in der Schweiz) oder ob besondere Universitätskurse für Frauen (nach englischem Muster) eingeführt werden, das ist im Grunde unerheblich. Die Hauptsache ist, daß hinfort den Frauen erspart bleiben muß, ihre feinsten Empfindungen von männlichen Trägern der Wissenschaft verlernt zu fühlen — ein Mißstand, der durch Schaffung weiblicher Frauen- und Kinderärzte binnen kurzem beseitigt werden wird.

Aus hohen Kreisen. Die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich beabsichtigt nach China und Japan zu reisen. — In Berlin wurde Gräfin Julie Keller, anstelle der Frau Pastor Klitzsch, zur Oberin des Bethanien-Krankenhauses berufen. — Die jüngste Tochter des Dichters Wilhelm Jensen hat sich mit einem der jüngeren Söhne des Herzogs Georg von Sachsen-Meiningen verlobt.

Auszeichnungen. Der Frau Rosa Holub, Gattin des bekannten Afrikareisenden, die ihrem Manne auf seiner letzten großen Forschungsreise mutig und ausdauernd zur Seite stand, wurde seitens des Kaisers von Oesterreich das goldene Verdienstkreuz mit der Krone, der Schriftstellerin Frau Professor Lina Schneider aus Köln seitens des Großherzogs von Weimar die große Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen. — Die Malerin Miß Montalba wurde zum ordentlichen Mitglied der Londoner Gesellschaft der Aquarellisten, Frä. Hilma Elgstrand in Fellingbro zum Mitglied des Schulrats und Miß Urquhart von der Schulbehörde in Edinburgh zum Mitglied ihres ärztlichen Stabes ernannt.

Das neue Unterrichtsjahr des „Lettevereins“ bietet in seiner Handels-, Gewerbe- und Zeichenschule den die Schule verlassenden Töchtern Gelegenheit zur Aneignung derjenigen Kenntnisse und Fertigkeiten, welche für den künftigen Erwerb notwendig und wünschenswert sind. Aspirantinnen, welche das 16. Lebensjahr vollendet und die Reife für die erste Klasse einer höheren Mädchenschule nachweisen, können sofort in den einjährigen Kursus der Handelsschule eintreten. Diejenigen, welchen diese Vorbildung fehlt, müssen zuvor die zweite Klasse des „Lettehauses“ besuchen. Der Unterricht in der Handelsschule umfasst in der ersten Klasse, bei wöchentlich 26 Stunden, folgende Fächer: kaufmännische Handschrift, Stenographie, Unterweisung im Gebrauch der Schreibmaschine, kaufmännisches Rechnen, Kontorarbeiten, Buchhaltung (einfache, ital. doppelte), Waren-, Handels- und Gewerbetunde, französische und englische Sprache, Korrespondenz und Konversation, Deutsch und Geographie. Alle Lehrgegenstände sind obligatorisch. Das Schulgeld (vierteljährlich voranzuzahlen) beträgt jährlich 150 Mark für die erste Klasse und 100 Mark für die zweite Klasse. Nach absolviertem Kursus der ersten Klasse werden Zeugnisse der Reife erteilt, und Stellensuchende unter den entlassenen Schülerinnen durch das mit dem „Lettehause“ verbundene Stellenvermittlungsbureau platziert. Die zweite Klasse der Handelsschule kann auch von solchen Schülerinnen besucht werden, welche von der Ausbildung für den kaufmännischen Beruf absehen und nur ihre entweder unterbrochene oder unvollendete gebilbene Schulbildung ergänzen wollen. Auskunft erteilt mündlich und schriftlich die Registratur des „Lettehauses“, Berlin SW., Königsgräberstr. 90, wochentäglich von 9—6 Uhr.

In Schweden haben die Frauen in den Städten und auf dem Lande bei der Wahl der Municipalräte und Ortsbehörden gleiche Stimmrechte wie die Männer, und da die Ortsvorstände die Mitglieder zum oberen Hause des Landtags ernennen, so üben die Frauen hier einen nicht unbedeutenden politischen Einfluß aus.

Madame Duchamp, die Cantinière (Marktentenderin) des 3. Regiments algerischer Scharfschützen, hat aus den Händen des Generals O'Neil das militärische Ehrenzeichen empfangen. Sie ist 24 Jahre im Dienst und hat ebenso viele Schlachten mitgemacht; im Jahre 1870 zeichnete sie sich bei Borth durch ihre Unererschrockenheit aus, wurde bei der Belagerung von Straßburg gefangen und nach Deutschland gebracht, allein es gelang ihr, nach der Schweiz zu entkommen, von da nach Frankreich zurückzukehren und sich wieder ihrem Regiment anzuschließen. Auch an dem ganzen Feldzug gegen die Kabylen hat sie mutig teilgenommen.

In Warschau sind jetzt auch einige Frauen als Kondukteure von Pferdebahnenwagen und Omnibussen angestellt worden, und es heißt, daß sie ihr Amt zu größerer Zufriedenheit des Publikums versehen als ihre männlichen Kollegen.

Miß Margaret Shaw ist die erste Amerikanerin, welche das Diplom als Zivilingenieur erhalten hat, und zwar von der Michiganener Universität.

Eine von Nützlichkeitvereinen begründete amerikanische Missionsgesellschaft entsandte zwei weibliche Missionare nach Afrika.

Totenjahre. In Berlin starb die Konzertfängerin und Gesangslehrerin Anna Worgitzka; ferner die Schriftstellerin Frau Franziska von Deguelin, Tochter des bekannten Parlamentariers Franz Ziegler, dessen literarischen Nachlaß sie herausgegeben hat; in Wien Frau Bettina von Rothschild; in Frankfurt a. M. Frä. Hannah Luise von Rothschild; in Warschau Gräfin Elisabeth Salias de Tournemir, bekannt unter dem Schriftsteller-Pseudonym „Eugenie Thur“, Mutter des russischen Romanschichters Grafen Salias und Schwiegermutter des Generalgouverneurs Gurko; in Afrika Frau Coillards, Gattin eines französischen Baptisten-Missionars, welche dreißig Jahre lang die gefährvolle Wirksamkeit ihres Mannes opferfreudig geteilt hat; in Mexiko Frau Alicia Turbide, Schwiegertochter des ersten Kaisers von Mexiko.

Lawn-tennis-Kostüme.

Bei der großen Vorliebe für alle im Freien auszuübenden Spiele, wie lawn-tennis, Croquet etc., wird es unseren Leserinnen nicht unerwünscht sein, wenn wir einige hierfür geeignete Kostüme bringen, da namentlich das erste Spiel wegen seiner raschen und oft heftigen Bewegungen nur lose, bequeme Anzüge verlangt. Einen solchen sehr hübschen und kleidamen Anzug, zusammengefaßt aus Rock und Bluse, zeigt Fig. 1; der Rock ist aus blauem Kreppstoff und Alpaca als Futter gefertigt, an der einen Seite in zwei 9 Cent. tiefe, gegeneinander gefehrte Falten geordnet, deren Außenbrüche, wie ersichtlich, oben durch seitene Schnüre, welche durch Bindlöcher zu leiten sind, zusammengehalten werden; an der anderen Seite zieren den Rock mit Seide und Goldfaden eingestickte Embleme des lawn-tennis- und Croquetspiels. Mit einer gleichen, kleiner ausgeführten Stickerei hat man die hinteren Enden des aus blauem Stoff gefertigten Matrosentrags versehen, der zur Vervollständigung der Lojen, aus weißem Kreppstoff besetzten Bluse dient, welche vorn unsichtbar geschlossen wird.

Fig. 2 verbildet einen aus geistreitem lawn-tennis-Stoff gefertigten Anzug, der aus Rock und einer Blusentaille besteht, welche seitwärts geschlossen und am Taillenabluß eingekräut, durch einen breiten einfarbigen Gürtel zusammengehalten wird, welchem sich ein 35 Cent. langer, 182 Cent. weiter, eingereicher Schopsteil anschließt; den Aermeln liegen, wie ersichtlich, überfallende russische Aermel auf.

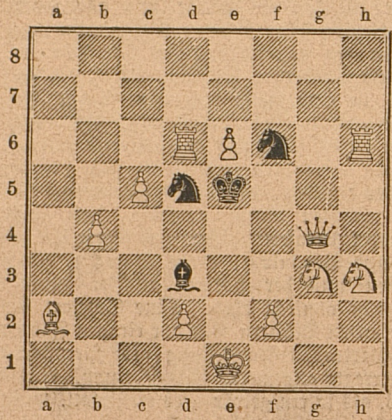
Das mit Fig. 3 dargestellte Kleid ist für Mädchen von 10 bis 12 Jahren bestimmt und besteht aus einem einfarbig roten, 206 Cent. weiten Rock und einer aus lawn-tennis-Stoff gefertigten Blusentaille, die mit dem Rock verbunden ist, dessen Ansatz gürtelartig ein gefalteter Schrägstreifen deckt. Ein hinten mit Sportemblem verzierter Matrosenträger aus einfarbigem Stoff, sowie Schleifen aus 6 Cent. breitem, rotem Atlasband vervollständigen das hinten geschlossene Kleid.

Schach.

Aufgabe Nr. 313.

Von S. Loyb.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 311 Seite 139.

Weiß.

1. L h 7 — d 3.

Schwarz.

1. Beliebig.

Weiß.

2. D, T, L, S oder Bg 3 (zieht, schlägt) matt.

Auflösung der zwei französischen Rebus Seite 139.

I.

Die Inschrift hatte folgenden Sinn:
 N'y entre pas; car entres tu, tu entres mal.
 Tritt nicht hinein; denn wenn du hineingehst, gehst du übel hinein
 (n'y zwischen pas, car zwischen tu, tu zwischen mal).

II.

un sous (unter) pir, vient sous (unter) vent, en sous (unter) venir.
 Der Sinn ist: un soupir vient souvent en souvenir.

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 140 Seite 139.

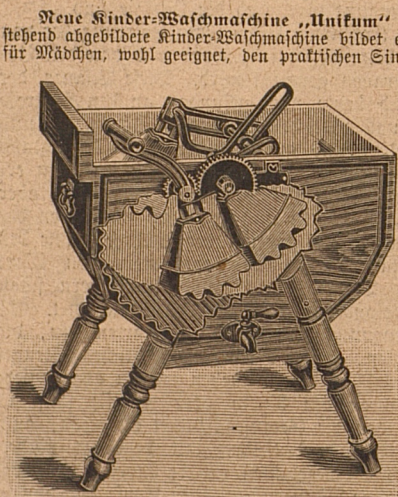
Die Zahl der Blumen betrug 437.

denn $7 \times 62 + 3 = 437$
 $5 \times 87 + 2 = 437$
 $9 \times 48 + 5 = 437$.

Auflösung des Ergänzungsrätsels Seite 139.

„Anton von Werner.“
 Mida Reid Thorn Oleander Nacht Vertrag Ostern Namur Belle Emanuel Necke Nabel Ewald Mast.

Wirtschaftsplaudereien.



Neue Kinder-Waschmaschine „Mistik“ (D. R. Patent). Die nebenstehend abgebildete Kinder-Waschmaschine bildet ein sehr passendes Geschenk für Mädchen, wohl geeignet, den praktischen Sinn derselben für den Haushalt zu wecken und zu bilden. Der kleine Apparat ist aus starkem Blech in haltbarer Ausführung hergestellt und im Innern mit einem Zinkboden in Form eines Waschkörbchens, sowie drei elastischen, gezahnten Wäschern aus hartem Holze versehen, welche in ihren Bewegungen das Waschen mittelst der Hände nachahmen. Die Maschine ist daher nicht im mindesten als bloße Spielerei zu betrachten, sie währt kleinere Stücke, wie z. B. Taschentücher, in kurzer Zeit und vollkommen sauber. Sie ist fein eichenartig lackiert, mit einem bronzierten Sahn zum Entleeren des Wassers versehen und wird in einem Karton geliefert, auf dessen Deckel die Gebrauchsanweisung gedruckt ist. Die Maschine kostet mit allem Zubehör Mark 7,50. Ihre Länge beträgt 22 cm, ihre Höhe 26 cm. Dasselbe Waschmaschine wird übrigens auch in einer Länge von 74 cm und einer Höhe von 96 cm für den Gebrauch im Haushalt angefertigt. Die Konstruktion ist dann die gleiche wie bei dem kleineren Apparat, nur besitzt die größere Maschine behufs möglicher Kräfteerparnis eine Aderüberleitung, welche dem kleinen Apparat fehlt. Der Preis der großen Maschine beträgt 75 Mark; genaue Beschreibung derselben wird auf Wunsch zugesandt.

Bezugquelle: Magazin des Königl. Postlieferanten C. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstr. 88.

Korrespondenz.

Verschiedenes. A. G. in K. Wir können nur dringend davor warnen, daß mittellose, junge Mädchen nach Berlin kommen, wo die Ueberfüllung und der Arbeitsmangel noch immer anhält. Nur solchen raten wir dazu, die das Geld haben, sich hier zu vervollkommen, um dann in ihrer Heimat das Gelernte zu verwerten. — Im Verein „Jugendklub“ (Meldungen zu richten an Frau Bieber-Böhm, Berlin C., Kaiser-Wilhelmstr. 39) kostet der Haushaltungskursus mit voller Pension und Wohnung 30 Mark den Monat. Der Schneidkursus dauert dort 3—4 Monate und kostet monatlich 15 Mark.

L. G. in Biala. Das Pensionat der Damen Frä. Angelika und Olga Pohler in Dresden (mit Lyceum) befindet sich Schnorrstraße 61 (Dresden-Alstadt). Gebitten Sie gest. Prospekt von dort.

„Krobelin“ (in Meckl.). Wenden Sie sich gest. an den Damenverein für Stenographie, Berlin SW., Barutherstr. 5, oder an den Parlamentsstenographen Herrn Max Bädler, ebenda.

Schweizerin in Br. (Italien). Vielleicht wenden Sie sich an Gräfin von Rittberg, Berlin W., Von der Seydstr. 8 (Hilfs-Schwesterverein) oder an Frä. Heidenreich, Berlin W., Bietenstr. 6 (Schwestern-Verband vom roten Kreuz).

Abonnetin in Dorpat (Rußland). Zu spät erhalten. Besten Dank. G—t in Petersburg. Leider nicht druckreif.

J. W. in München. Die Farbe (für Leinen und Weißzeug) besteht aus gepulvertem Kolophonium und Ultramarin, wird durch geschogene Haseln gepulvert und dann — durch Auflegen eines Blattes Seidenpapier geschützt — mit dem heißen Plättchen gebügelt; diese Farbe schmilzt und wäscht sich später aus. Beral. Bazar 1891 Seite 139: „Das Bauen“.

M. F. in B. Das Scheiblerische Mundwasser ist kein Geheimmittel, es besteht aus einer Lösung von essigsaurer Thonerde und gehört zu den wirksamsten aller Zahnmittel.

Freiin von D. in G. Das Schul- und Pensionsinstitut des Frä. Grain (in Berlin W., Reithstr.) ist ganz nach englischem Vorbild eingerichtet, es ist auch eine große Wirtschaftsschule mit Mädchenpensionat (zu Tannock in West-End) mit demselben verbunden.

Beschreibung des kolorierten Stahlbildes „Mai“.

Fig. 1. Kleid für junge Damen. Das elegante und hübsche, aus Rock und Taille bestehende Kleid ist aus Fouléstoff, sowie satin



merveilleux zusammengefaßt, und zwar hat man aus erstem Stoff den schlichten, vorn 110, hinten 130 Cent. langen, 295 Cent. weiten Rock gefertigt, welcher unten mit drei je 4 Cent. breiten Säumen versehen, nach Ausföhrung derselben mit Seidenjutter unterlegt und hinten, in Falten geordnet, mit kleinen, reversartig umgelegten Gurteilen ausgestattet ist. Die glatte, vorn geschlossene Taille aus Fouléstoff ist mit einem mit Goldstickerei verzierten Laß von weißem Seidenstoff versehen, dessen Ansatz 2 etwa 120 Cent. lange, vorn bis auf 25, im übrigen bis auf 16 Cent. Breite in schmaler Rollfalten gelegte Teile aus satin merveilleux decken; letztere sind vorn, wie ersichtlich, bauschig arrangiert, am vorderen Rande reversartig umgelegt und über die Achseln nach hinten geleitet, dajelbst, wie die nebenstehende Rückansicht zeigt, gekreuzt, unter dem Arm nach vorn zurückgeführt, wo dieselben Gurteile bilden, welche, zugleich den unteren Rand der vorderen Hälften begrenzend, unter einer gebogenen Schnalle geschlossen werden. Den Steh-

tragen, sowie den unteren Rand der Aermel aus Fouléstoff, denen außerdem, wie ersichtlich, überfallende russische Aermel aufsteigen, garnieren je zwei Reihen Schlingen von 2 Cent. breitem Repsband.

Fig. 2. Kleid aus Foulard. Dasselbe ist aus weißem, bunt geblütem Foulard gefertigt und mit verschiedenfarbigem Seidenband,

so wie mit weißer Spitze garniert. Der glatte Rock mit kurzer Schleppe ist mit weißem Taffetsfutter versehen, am unteren Rande, wie ersichtlich, mit zwei schrägen, 8 und 16 Cent. breiten Krüsuren garniert, von denen die obere, breitere ein Köpfchen, sowie eine schmale Ruffe bildend, der unteren überstehend ausgelegt ist. Hinten hat man den Rock dicht eingekräut und mit 10 Cent. breiten, je 44 Cent. langen Stoffenden verbunden, die unten mit dem Rock zugleich, dem Schop der Taille, oben dicht eingereicht derselben an der Achsel, unter der Spitzengarnitur, aufgehakt werden; den unteren Ansatz deckt eine Bandschleife mit langen Enden (siehe die nebenstehende Rückansicht). Die vorn leicht faltig arrangierte, dajelbst übereinander tretende Taille ist vorn niedrigerartig mit 6 Cent. breiten Seidenbändern garniert, die seitwärts unter einer Schleife geschlossen werden und von denen die unteren, die Taille gürtelartig begrenzend, sich bis zur hinteren Mitte fortsetzen, während die oberen unter dem Arm nach hinten geführt und dajelbst gekreuzt, unter der Rockgarnitur sowie der Spitze, den Rückenteilen aufgehakt werden. Den Aermeln liegen oben kleine Puffen von gleichem Stoff auf, deren unterer Rand durch Bandschnallen und Schleifen gebildet wird. Die übrige Garnitur der Taille bildet ein 2 Meter langes Ende von 32 Cent. breiter Spitze, die mit Berücksichtigung der Abbildungen auf der Taille angebracht ist.

